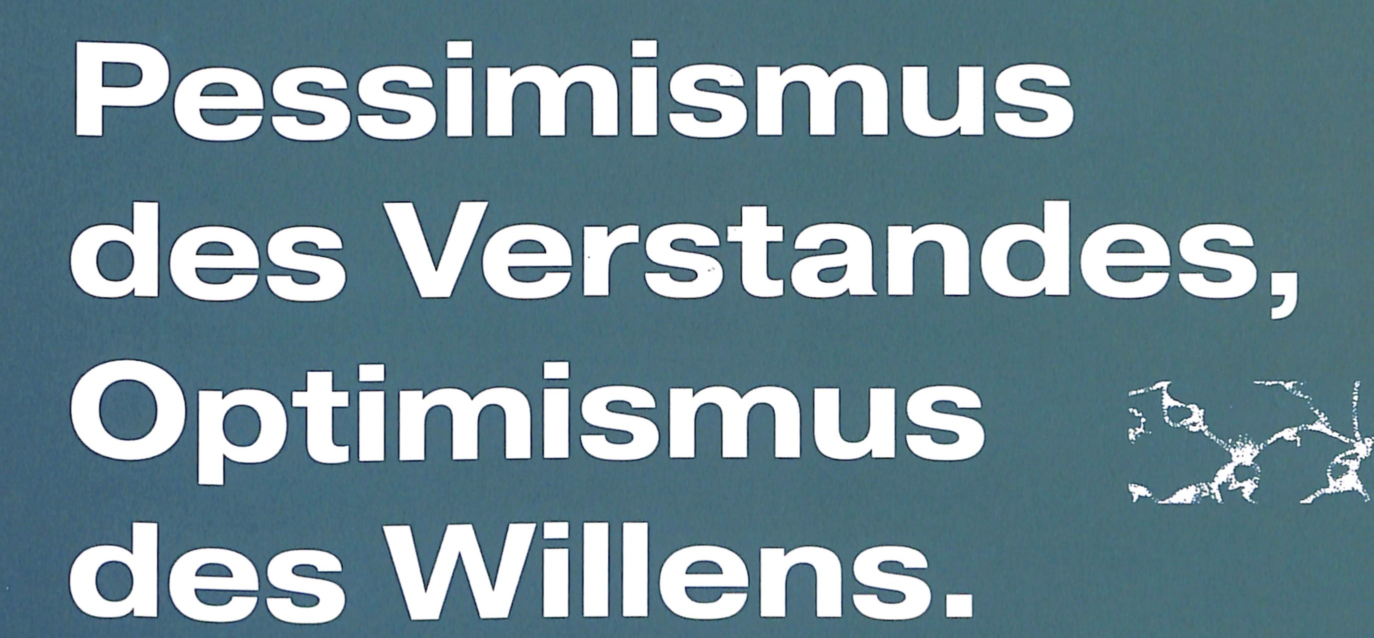
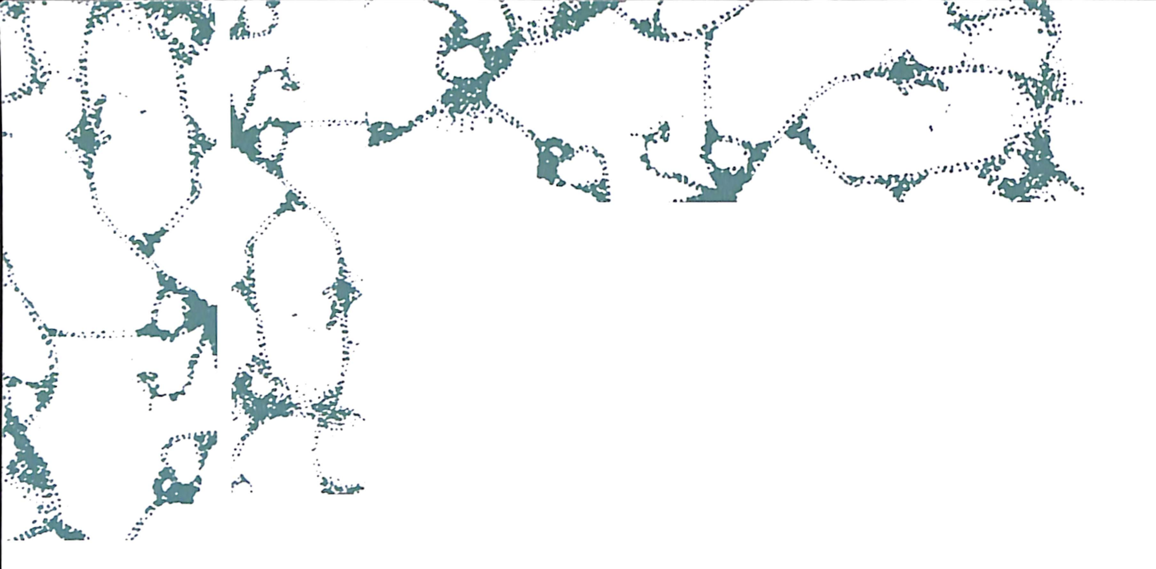


Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens.

Gesammelte Beiträge
zur Kantine »Gramsci«

KANTINE



Impressum

Veröffentlichung: August 2023

Redaktion: Johannes Gese, Lucas Lemm, Beate Pohlers, Paula Voigt

Korrektur/Lektorat: Meggy Freckmann, Annemarie Juchler, Julian Meinelt, Mina, Tim

Satz: Christian Selent

Fotos: Festival Kantine

Autor:innen: Manuel Disegni, Uwe Hirschfeld, Peter Jehle, das Team der Kantine, Gundula Ludwig, Stefan Pimmer, Ingo Pohn-Lauggas, Bernd Röttger

gefördert durch:







Ein Teil des Vorhabens wurde aus dem Solidaritätsfonds der Hans-Böckler-Stiftung finanziert.



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes

Das Theoriefestival Kantine ist eine Kooperation des Subbotnik e. V. und des WkB e. V.





 kantine-festival.org

 kontakt@kantine-festival.org

 instagram.com/kantine_festival

 facebook.com/KantineFestival



Ein paar Worte vorab ...

Die Kantine ist ein Theoriefestival in Chemnitz, das sich seit 2018 jährlich eine Woche lang mit dem Leben und dem Werk von politischen DenkerInnen beschäftigt. Nach den Ausgaben »Marx«, »Luxemburg«, »Benjamin« und »de Pizan« ging die Kantine mit Gramsci 2022 in die fünfte Runde. Antonio Gramsci, einer der prominentesten Gefangenen des Faschismus, hinterließ ein gewaltiges fragmentarisches Werk mit Gedanken und Notizen zur politischen Theorie, der Geschichte, Philosophie, Sprache und Kultur Italiens sowie Überlegungen zu Organisation und Adressaten einer revolutionären marxistischen Theorie gegen den Faschismus und für eine Überwindung des Kapitalismus. Im Oktober 2022 jährte sich der sogenannte »Marsch auf Rom« und die Machtübernahme von Benito Mussolini zum 100. Mal und bot damit einen historischen Anlass, sich im Rahmen des Kantine-Festivals mit Gramsci auseinanderzusetzen.

Die vorliegende Publikation versammelt Verschriftlichungen, Erweiterungen und neuen Fragen an die zum Festival gehaltenen Vorträge. Wir möchten die Inhalte der Kantine nachhaltig festhalten und auch für Personen, die nicht anwesend sein konnten, zugänglich machen. Zusätzlich zu dieser Publikation gibt es die meisten der Vorträge auch als Tonaufnahmen auf unserer Website.

Geboren aus einer Schnapsidee im wahrsten Sinne des Wortes, ist das Theoriefestival in den letzten Jahren stetig gewachsen und bringt Menschen aus unterschiedlichen Orten mit einer Vorliebe für Theorie und Exzess zusammen. Wir denken, dass die Auseinandersetzung mit Theorie keine Selbstbespaßung im luftleeren Raum ist, sondern idealerweise Erklärungen für die Zumutungen, die uns tagtäglich begegnen, und Orientierungen für unser politisches Handeln liefern sollte.



Inhalt

Peter Jehle
Einleitung

Antonio Gramsci, geboren 1891 in Sardinien, kommt zum Studium nach Turin, wird Journalist, Theaterkritiker, Sozialist. Von der russischen Revolution mitten ins Zeitgeschehen versetzt, wird er zum führenden Kopf der Turiner Rätebewegung, Mitbegründer der Kommunistischen Partei, zu ihrem Vertreter in der Internationale, zum Abgeordneten im Parlament in Rom. Am Abend des 8. November 1926 wird er verhaftet. Lange schon hat er damit rechnen müssen, von faschistischen Schlägertrupps angegriffen oder ermordet zu werden. 20 Jahre, 4 Monate, 5 Tage. Man folgt mit diesem Terrorurteil dem Staatsanwalt: »Für die nächsten zwanzig Jahre müssen wir verhindern, dass dieses Gehirn funktioniert.« Gramsci macht sich keine Illusionen: Sein durch einen Buckel missgebildeter Körper wird den zerstörerischen Wirkungen des Gefängnisregimes nicht lange standhalten.

Es dauert fast zwei Jahre, bis Gramsci in der Zelle schreiben darf. Solches zur Konzentration zwingende Tun, das der Abstumpfung des Gefängnisalltags entgegenwirkt, wird für ihn überlebenswichtig.

Nach seiner Ankunft im Gefängnis von Mailand dauert es noch fast zwei Jahre, bis er in der Zelle schreiben darf. Solches zur Konzentration zwingende Tun, das der Abstumpfung des Gefängnisalltags entgegenwirkt, wird für ihn überlebenswichtig. Trotz Schlaflosigkeit, körperlicher Zusammenbrüche und einem auf ganz wenige Personen reduzierten Kontakt zur Außenwelt füllt er mit seiner sorgfältigen Handschrift Heft um Heft. Besonders im Jahr 1932 gelingen ihm Durchbrüche bei seiner intellektuellen Arbeit. Gramsci stirbt am 27. April 1937, nachdem man ihm zwei Tage zuvor die Freilassung angekündigt hatte. Es soll so aussehen, als habe das Regime mit seinem Tod nichts zu tun. Nur die Schwägerin Tanja Schucht, die ein Jahrzehnt lang hingebungsvoll den Kontakt gehalten und Gramsci beigestanden hat, und der Bruder Carlo sind bei der Einäscherung zugegen.

Nach dem Krieg entdeckt Italien, dass es einen neuen Schriftsteller hat. Zuerst erscheinen die Briefe aus dem Gefängnis. Sie sind das bewegende Zeugnis eines Menschen, der standhaft seine Würde gegen den Faschismus verteidigt hat und dessen Menschenkenntnis, Erzählkunst und analytischer Verstand die Leserinnen und Leser berühren. Der Band erhält einen Literaturpreis; der berühmte Benedetto Croce, der noch nicht wissen kann, dass Gramsci in seinen Heften sich eingehend kritisch mit ihm auseinandergesetzt hat, schreibt eine hymnische Besprechung. Ferner sind da die 33 Schulhefte, die nach Moskau geschmuggelt und dort von der Partei in Gewahrsam genommen worden sind. Der kommunistische Generalsekretär Palmiro Togliatti lässt sie nach dem Krieg in Italien in rascher Folge erscheinen, thematisch gegliedert, in Teilen bearbeitet und gekürzt, weniger aus Gründen politischer Zensur, sondern weil man Mühe hat, den Zusammenhang dieser Notizen und die Spezifik dieses Denkens zu erkennen. Der Pionier der westdeutschen Gramsci-Ausgaben, Christian Riechers, legt 1967 einen Auswahlband unter dem Titel *Philosophie der Praxis* vor – ein, wie sich erst langsam herausstellen wird, glücklich gewählter Titel,

der einen zentralen Zusammenhang von Gramscis Denken auf den Begriff bringt. Und das schon so oft totgesagte marxistische Denken erweist sich einmal mehr als sehr lebendig.

I

Lange glaubte man, Gramsci verwende den Ausdruck »Philosophie der Praxis« als Tarnwort für Marxismus, um die Gefängniszensur hinters Licht zu führen. Das hat sich als falsch herausgestellt. Sichtbar werden konnte das erst, nachdem die vollständige italienische Ausgabe der *Gefängnishefte* in den 1970er Jahren erschienen war. Nun konnte man nachverfolgen, an welchen Stellen und in welchen Kontexten der Ausdruck auftaucht, welche Bedeutung/en er annimmt und was

Ohne den Willen ist der Verstand machtlos. Ohne den Verstand verzettelt sich der Wille im Aktivismus.

damit eigentlich auf dem Spiel steht. Gramsci hat den Ausdruck nicht erfunden, sondern von Antonio Labriola übernommen. Nicht nur das Wort, sondern auch die von Labriola damit zum Ausdruck gebrachte Überzeugung, dass es, ausgehend von Marx, darum gehen muss, eine autonome und kohärente marxistische Philosophie zu erarbeiten. Ohne autonome Weltauffassung, die den für ein Projekt der Gesellschaftsveränderung sich organisierenden Subjekten Orientierung gibt, keine Überwindung von Subalternität.

Doch wozu braucht man überhaupt Philosophie? Ökonomie, Politik, Kultur – das ist wichtig. Aber Philosophie? Sie ruft doch nicht zu Unrecht oft kräftige Abwehrreaktionen hervor. Hat sie nicht, wie Adorno (1) fragt, »durch Abstinenz von bestimmtem Inhalt, sei's als formale Logik und Wissenschaftslehre, sei's als Sage von einem allem Seienden entrückten Sein, ihren Bankrott den realen gesellschaftlichen Zwecken gegenüber erklärt«? Was helfen Theorien, wenn z.B. die komplexen Zusammenhänge zwischen der Erderwärmung und dem Verbrennen fossiler Energieträger ausreichend geklärt sind, so dass hinsichtlich der zu ergreifenden Maßnahmen eigentlich keine Zweifel mehr bestehen? Doch warum ist es so schwer, dass diese Maßnahmen auch tatsächlich ergriffen werden? Hier kommt die Gesellschaft als Ganzes ins Spiel und damit das, was Labriola (2) als »vielgestaltigen Komplex gegensätzlicher Interessen« analysieren würde. Hier hätte die Philosophie eine wichtige Aufgabe, nämlich dabei zu helfen, die ineinandergreifenden Interessen zu durchschauen und so das eigene Eingreifen aussichtsreicher zu gestalten. Die Theorie des komplexen Ganzen würde so dazu beitragen, dass man nicht so schnell aufgibt und einen langen Atem entwickelt – gegen die den politischen Aktivismus begleitende Gefahr, sehr schnell Ergebnisse sehen zu wollen und sich dann, falls sie sich nicht einstellen, frustriert zurückzuziehen. »Holen wir die geschriebenen Träume von den brechenden Bücherborden der Bibliotheken herunter und drücken wir ihnen einen Stein in die Hand«, schrieb einst, im Frühjahr 1969, als die Student:innenbewegung ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, der ungeduldige Peter Schneider (3). Gegen solche Kurzschlüsse, die immer in die Niederlage führen, ist Gramscis Satz vom »Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens« gerichtet. Damit ist gemeint, dass das heiße Herz der Tat (des Willens) das kalte Wasser der Theorie (des Verstandes) braucht. Ohne den Willen ist der Verstand machtlos. Ohne den Verstand verzettelt sich der Wille im Aktivismus.

Die letzte der Feuerbach-Thesen von Karl Marx, dass die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert haben, dass es aber darauf ankommt, sie zu verändern, bringt diese Erfahrung mit der Vereinseitigung des Denkens auf den Punkt. Kritisiert wird das von der Praxis isolierte Denken, nicht das Denken überhaupt. Um rauszukriegen, was ›falsch‹ läuft, ist das Denken unentbehrlich. Vorausgesetzt, man begreift es wie Labriola (4) als eine ›Aktivität *in fieri*‹ – *fieri* heißt: werden, geschehen, womit der Akzent auf dem Unfertigen liegt, das sich in einem Prozess des Werdens befindet. Gramsci betont in Heft 4, dass das Neue bei Marx weniger in einer bestimmten theoretischen Position liegt, als in einer neuen »Weise, die Philosophie aufzufassen« (5).

II

Seit 1890 steht Labriola im Briefwechsel mit Engels, dem er auf Deutsch schreibt. Sie übersenden sich wechselseitig ihre Veröffentlichungen, Engels z. B. den 1888 als Sonderdruck erschienenen Aufsatz *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*. Er enthält im Anhang erstmals den Text der Feuerbach-Thesen. Sie haben Labriola sofort begeistert. Hier findet er Hinweise, die ihn in seiner Suche nach einer der materialistischen Geschichtsauffassung entsprechenden Philosophie (die er dann »Philosophie der Praxis« nennen wird) bestätigen und unterstützen. Wenn es in der 1. These (6) heißt, »der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus [...] ist, dass der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefasst wird; nicht aber als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis; nicht subjektiv« – dann bestätigt ihn das in seinem Versuch, die *Dinge* nicht als fertige, sondern in ihrem Gewordensein und damit auch durch praktische Tätigkeit veränderbar zu begreifen. Das gilt auch für die gesellschaftlichen Verhältnisse, die im Prozess der in dieser Welt sich wohnlich einrichtenden Menschen entstehen. Auch sie müssen als werdende, gewordene und damit veränderbare aufgefasst werden. Der alte Materialismus, der das Subjekt dem Objekt abstrakt entgegensetzt, kann die Prozesshaftigkeit des Werdens nicht begreifen. Die Objekte sind – wie die Etymologie des Wortes besagt – ein Entgegenstehendes, das mir wie ein Hindernis von außen in die Quere kommt. Auch ›die‹ Gesellschaft kann, wenn man so denkt, zu den Objekten gehören, die mir, meinen Bedürfnissen

und Leidenschaften entgegenstehen und die ich überwinden muss, um mich zu ›verwirklichen‹. Hier hat die bürgerliche Psychologie, die das Individuum im Gegensatz zur Gesellschaft denkt, ihren Raum. In Wirklichkeit aber ist dieses Ich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen schon immer tätig-handelnd verknüpft. In diesen Prozess des Werdens sind beide Pole, Subjekt wie Objekt, involviert. In dem Maße, wie der Mensch als Arbeitender (im weiten Sinne des Wortes, also nicht reduziert auf Lohnarbeit) sich seine ›künstliche Umwelt‹ schafft, also praktisch-tätig in sie eingreift, verändert er auch sich selbst, seine Subjekthaftigkeit, seine Bedürfnisse. Indem er die Wirklichkeit verändert, erfährt er diese als einen Wirkungszusammenhang, in dem er selbst ein wirkendes Element ist.

Der die Umstände, unter denen er lebt und die ihn bestimmen, schaffende und verändernde Mensch, verändert mit diesen Umständen zugleich sein Selbst, wird ein anderer, vielleicht sogar ein ›neuer Mensch‹, wie man optimistisch immer wieder gehofft hat. Das Selbst ist also selbst eines der Umstände, die im Spiel sind. Nicht, dass man der Bestimmung durch die Umstände entkommen könnte und ›frei‹ schalten und walten könnte, wie es einem gerade einfällt. Sondern es geht darum – und das ist das Befreiende an einer so verstandenen »Philosophie der Praxis« –, dass man sich der Bestimmung durch die Umstände bewusst wird und von diesem Bewusstsein aus nach Eingriffspunkten sucht, von denen aus sie verändert werden können.

Das ist das Befreiende an einer so verstandenen »Philosophie der Praxis« –, dass man sich der Bestimmung durch die Umstände bewusst wird und von diesem Bewusstsein aus nach Eingriffspunkten sucht, von denen aus sie verändert werden können.

In der 6. Feuerbach-These (7) findet sich der oft missverstandene Satz, dass »das menschliche Wesen [...] kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum«, sondern »in seiner Wirklichkeit [...] das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« ist. Man glaubte, hier werde das Individuum in seiner Individualität missachtet und man mache es zu einem willenlosen Automaten. Das Gegenteil ist wahr. Im Gegensatz zum Tier, das sein Wesen in sich trägt, ist das Wesen des Menschen aus sich heraus in Geschichte und Gesellschaft verlagert. Um Mensch zu werden, muss ich mir dieses Wesen aneignen – aneignen können, also überhaupt die Möglichkeit haben, mir das zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene geschichtliche Niveau des Menschseins anzueignen. Ein Kriterium für eine menschliche Gesellschaft ist dann, ob sie das Menschenmögliche dafür tut, dass die große Mehrheit ihrer Mitglieder diese Möglichkeit bekommt. Wenn das Menschsein nicht als Abstractum in mir sitzt, dann ist die Frage, inwieweit ich mir dieses ins »ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« verlagerte Menschsein durch praktisches Handeln, Tätigsein, Lernen, Arbeiten, Denken usw. zu eigen machen kann. In diesem Leben entscheidet sich, ob überhaupt und inwieweit ich an diesem menschlichen Wesen partizipieren kann. Wie weit man hier vorankommt, was für ein Mensch man werden kann, welche der vom geschichtlichen Moment gebotenen Möglichkeiten man realisieren kann – das hängt weniger von der Großhirnrinde oder der genetischen Ausstattung ab und mehr von dem, was Marx als »das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« bezeichnet. Für Gramsci ist diese Auffassung des menschlichen Wesens die »befriedigendste [...], weil sie die Idee des Werdens einschließt: der Mensch wird, er verändert sich fortwährend mit dem Sich-Verändern der gesellschaftlichen Verhältnisse« (8).

III

Für die Bedeutung, die Labriola der »Philosophie der Praxis« gibt, sind also die Feuerbach-Thesen entscheidend. Eine solche Philosophie gehört für ihn zum Kern des historischen Materialismus. Ihr Weg führt vom »Leben zum Denken«, von der »Arbeit, die Erkennen durch Handeln ist, zum Erkennen als abstrakter Theorie« (9). Mit Gramsci, der wie gesagt den Begriff von Labriola übernimmt, wird die »Philosophie der Praxis« zur Philosophie des Sich-Herausarbeitens aus Subalternität. Denn sowohl durch die eigene Weltauffassung als auch durch die Lebensweise und die Gewohnheiten ist man in die Institutionen, den Staat, die Tradition hinein verwickelt, also auf eine bestimmte Weise vergesellschaftet. Wer nicht mehr »passiv und hinterrücks der eigenen Persönlichkeit von außen den Stempel aufdrücken« lassen will, muss sich die Mühe machen, »die eigene Weltauffassung bewusst und kritisch auszuarbeiten« – in der unbescheidenen Perspektive, »an der Hervorbringung der Weltgeschichte aktiv teilzunehmen«, so Gramsci (10). Anspruchsvoll und unbequem. Aber auch ein gutes Kriterium, an dem sich eine ›Philosophie‹ messen lassen muss, wenn sie was taugen will.

Heute lässt sich z. B. die Tendenz beobachten, gesellschaftliche Fragen als statistische Größen zu behandeln und Entscheidungen zu ersetzen durch ›Marktmechanismen‹, ›Konsumentenwillen‹, ›Publikumsgeschmack‹ oder ›Einschaltquoten‹, die sich als scheinbar naturwüchsige und unantastbare, weil objektiv-statistische Größen darstellen. Die Ausweitung der Statistik in die politische Willensbildung unterstellt, dass »die großen Massen der Bevölkerung wesentlich passiv bleiben«, während doch »die politische Handlung gerade darauf gerichtet ist, die großen Massen

Ohne die »Anstrengung des eigenen Gehirns« geht es nicht.

aus ihrer Passivität hervortreten zu lassen« (11). Hier wird deutlich, weshalb es für Gramsci unabdingbar ist, sich jedes Problem »in den genauen theoretischen Termini« zu stellen. Diese zu entwickeln, zielt vielmehr darauf ab, begriffliche Verschiebungen vorzunehmen und die praktischen Probleme in kritische Begriffe zu ›übersetzen‹, um so das Terrain der bestehenden Hegemonie bzw. des lähmenden Alltagsverstands zu überschreiten. Gramsci stellt sich diesen schwierigen und langwierigen Prozess als Verbindung bzw. *Block* zwischen Intellektuellen und ›Einfachen‹ vor. Ohne die Ausbildung eigener ›Intellektueller‹ kann kein erneuerter Alltagsverstand mit der Kohärenz und Kraft einer ausgearbeiteten Philosophie entstehen; aber nur im Kontakt mit den ›Einfachen‹ »wird eine Philosophie ›geschichtlich‹, reinigt sie sich von den intellektualistischen Elementen und wird Leben« (12).

Ohne die »Anstrengung des eigenen Gehirns« (13) geht es nicht. Um ihm vertrauen zu können, muss man wissen, was in den Gehirnen der anderen vorgeht. Was das ›Eigene‹ ist, lässt sich nur feststellen, wenn man es kritisch überprüft, d. h. mit anderen Perspektiven vergleicht. Deswegen ist dieses Kantinenprojekt so wichtig, und die Arbeit der Organisatorinnen und Organisatoren so wertvoll – ein Ort, an dem man kritisches Denken lernen, d. h. »Philosophie der Praxis« auch praktizieren kann.

Verwendete Literatur

(1) Adorno, Theodor: »Wozu noch Philosophie«, 1962, in: Eingriffe, Frankfurt/M. 1963, S.12

(2) Labriola, Antonio: »Drei Versuche zur materialistischen Geschichtsauffassung«, herausgegeben von W.F.Haug, Dietz 2018, S. 136

(3) Schneider, Peter: »Die Phantasie im Spätkapitalismus und die Kulturrevolution«, in: Kursbuch 16, 1969, S. 30f.

(4) Labriola (siehe oben) S. 183

(5) Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte«, herausgegeben von W.F. Haug, K. Bochmann & P. Jehle, Argument Verlag, 2019, Heft 4, §11, S. 471

(6) Marx, Karl: »Thesen über Feuerbach« (1845), Marx-Engels-Werke, Band. 3, S.6

(7) ebd. S.5

(8) Labriola (siehe oben) S. 206

(9) Gramsci (siehe oben) Heft 7, §35, S. 891

(10) ebd. Heft 11, §12, S. 1375

(11) ebd. Heft 11, §25, S. 1423F

(12) ebd. Heft 11, §12, S. 1381

(13) ebd. Heft 11, §12, S. 1375

Empfehlungen zum Weiterlesen

Barfuss, Thomas & Jehle, Peter: »Antonio Gramsci zur Einführung«, Junius Verlag, 2014

Bellermann, Johannes: »Gramscis politisches Denken: Eine Einführung«, Theorie.org, 2021

Candeias Mario, Becker, Florian, Niggemann, Janek & Steckner, Anne: »Gramsci lesen. Einstiege in die Gefängnishefte«, Argument Verlag, 2019

Manuel Disegni
Gramsci über den Faschismus

1 – Gramscis Zeit und unsere

Als Antonio Gramsci entschied, sein Leben und all seine sehr bemerkenswerten geistigen und praktischen Kräfte dem politischen Kampf zu widmen, schien der Siegeszug der proletarischen Weltrevolution gut im Gange zu sein. Er starb zu einer Zeit, in der der Faschismus in Europa herrschend geworden war. Einer der Hauptstränge seines Denkens ist daher die Analyse des Faschismus als dem mächtigsten Faktor, der die Revolution in Italien unmöglich gemacht hat.

Will man sich ein Bild von Gramscis Leben und Denken machen, so ist es von primärer Wichtigkeit, die Entwicklung seiner Interpretation des Faschismus im Laufe der Jahre zu verfolgen. Es ist ja kein Zufall, dass der Name Antonio Gramsci immer dann in den Vordergrund rückt, wenn sich das Kräfteverhältnis zugunsten der Reaktion verschiebt und die Revolution besiegt oder in einen langen und passiven Transformationsprozess umgedeutet und damit auf unbestimmte Zeit verschoben wird.

Der vorliegende Text wird genau hundert Jahre nach der *Marcia su Roma* – der vom *Partito Nazionale Fascista* organisierten bewaffneten Demonstration vom 28. Oktober 1922, anlässlich derer Benito Mussolini zum Regierungschef aufstieg – geschrieben. Nostalgiker:innen haben allen Grund dieses Jubiläum zu feiern, denn in diesen Tagen hat zum ersten Mal in der republikanischen Geschichte Italiens eine ausgesprochen neofaschistische Partei *Fratelli d'Italia* die Mehrheit im Parlament und damit den Vorsitz in der Regierung errungen. Doch wenn Faschisten feiern und gedeihen, dann ist die Situation genau passend, um Gramscis Gefängnishefte wieder aufzuschlagen.

Den Marsch der Faschisten auf Rom erlebte Gramsci nicht direkt mit, weil er sich zu der Zeit in Moskau befand, um den von ihm selbst ein Jahr zuvor mitbegründete *Partito Comunista d'Italia* in der Exekutive der Kommunistischen Internationale (Komintern) zu vertreten. Nach Italien kehrte er erst nach den politischen Wahlen im Frühjahr 1924 als einer von 19 neu gewählten kommunistischen Abgeordneten zurück.

Am Abend des 8. November 1926 wurde er nach einem Treffen mit anderen Abgeordneten in Rom verhaftet und ins Gefängnis *Regina Coeli* gebracht. Er hatte das Risiko unterschätzt und sich zu sehr auf die parlamentarische Immunität verlassen, die er hätte genießen sollen. Der Duce zeigte jedoch keinerlei Skrupel, diese staatsrechtliche Garantie mit Füßen zu treten: Er ließ ihn verhaften und die restlichen elf Jahre seines Lebens im Knast verbringen. Gramsci wurde zusammen mit anderen Mitgliedern der kommunistischen Fraktion vor das Sondergericht für die Verteidigung des Staates gestellt, dessen Einrichtung eine der wichtigsten Etappen beim Aufbau des totalitären Regimes Mussolinis darstellt. Die Anklage lautete: Konspirative Tätigkeit, Anstiftung zum Bürgerkrieg, Verteidigung von Straftaten und Aufhetzung zum Klassenhass. Gramsci beteuerte seine Unschuld und erklärte:

> »Ich wurde verhaftet, obwohl ich ein amtierender Abgeordneter bin. Ich bin Kommunist, und zwar bekanntlich, da meine Tätigkeit als Abgeordneter und als Journalist öffentlich war. Ich habe mich nicht auf irgendeine Art von klandestiner Tätigkeit eingelassen, denn wenn ich es gewollt hätte, wäre es mir unmöglich gewesen. Jahrelang hatte ich immer sechs Polizisten in meiner Nähe, die mich nach draußen begleiteten oder sich bei mir zu Hause aufhielten; ich wurde also nie allein gelassen; ich wurde überwacht, was heute

meine beste Verteidigung ist. Ich beantrage, den Präfekten und den Polizeipräsidenten von Turin als Zeugen zu hören, um diesen Umstand zu bezeugen. Wenn aber Kommunist sein eine Verantwortung impliziert, dann akzeptiere ich diese. Ihr werdet Italien in den Ruin führen und es wird an uns Kommunisten liegen, es zu retten.«

Daraufhin wurde er zu 20 Jahren Haft verurteilt. Das Gefängnisregime war extrem hart, und mit der Zeit wurde sein Zustand in klinischer, persönlicher, familiärer und auch politischer Hinsicht immer kritischer.

Bei den *Gefängnisheften* handelt es sich nicht um die akademische Abhandlung eines Politikwissenschaftlers, sondern um die militante Ausarbeitung eines kommunistischen Führers.

Im selben Jahr seines Prozesses – 1928 – fand auch der 6. Komintern-Kongress in Moskau unter der unangefochtenen Herrschaft Stalins statt. Der Kongress markierte einen Wendepunkt in der Faschismus-Politik der kommunistischen Parteien. Bis dahin hatten sie mit den anderen antifaschistischen Parteien, insbesondere den sozialistischen und sozialdemokratischen, gemeinsame Sache gemacht. Nun wurde unter dem Schlagwort »Sozialfaschismus« die Sozialdemokratie in die Nähe des Faschismus gerückt. Gramsci sprach sich aus dem Gefängnis heraus gegen diese Entwicklung aus und hielt es stattdessen für notwendig, die antifaschistische Volksfront in Italien zu stärken. Diese oppositionelle Haltung brachte ihn sowohl unter den kommunistischen Gefangenen als auch in der Führung der italienischen Partei, die der bolschewistischen in Moskau unkritisch nah war, in die politische Isolation. Zudem litt Gramsci auch unter der Entfernung von seiner Frau Julia und ihren beiden Söhnen Delio und Giuliano, die in Russland geblieben waren und ihn nie wieder sahen. Nur Tania, die Schwägerin, blieb ihm nah. Selbst auf ihren eindringlichen Rat hin weigerte sich Gramsci stets, trotz der prekären Gesundheit, der politischen und persönlichen Isolation, in der er seine Gefangenschaft verbrachte, ein Gnadengesuch an die faschistische Regierung zu richten.

Dass er während dieser elf Jahre äußerst harter Gefangenschaft und trotz dem allmählichen Verfall seiner physischen Gesundheit (nicht aber seines Geistes) seinen Freiheitskampf bis zum Ende fortsetzte, ist wirklich bemerkenswert und kann wohl als das bedeutendste Ereignis der italienischen Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert angesehen werden.

In den ersten zwei Jahren seiner Haft durfte Gramsci trotz nachdrücklicher Bitte nicht schreiben. Ab 1929 durfte er jeweils ein Notizbuch und zwei Bücher in seiner Zelle haben. Die meisten Zitate – es sind nicht wenige – musste er aus dem Gedächtnis entnehmen. Bei der Lektüre dieser *Hefte* muss man sich die extremen Bedingungen vor Augen halten, unter denen sie geschrieben wurden. Sie bilden kein abgeschlossenes Werk, sondern ein gewaltiges Konvolut experimenteller und fragmentarischer Gedanken. Sie umspannen viele und disparate Wissensgebiete: Philosophie, Linguistik, politische Ökonomie, Theater, Literatur, Soziologie, Kulturgeschichte, Medienwissenschaft usw. Will man doch die Einheit des Werkes begreifen, so ist diese in seiner politischen Dimension zu suchen.

Als politisches Werk seiner Zeit enthält es eine äußerst differenzierte, originelle und undogmatische Analyse des faschistischen Phänomens. Dabei handelt es sich nicht um die akademische Abhandlung eines Politikwissenschaftlers, sondern um die militante Ausarbeitung eines kommunistischen Führers. Sie wurde sozusagen live durchgeführt und ist verwickelt in einen Zusammenhang zahlreicher Ereignisse und wechselnder möglicher Ergebnisse, worin die Fortschritte der Erkenntnis in enger Beziehung zur Entwicklung der aktuellen Klassenkämpfe, der Wandlung politischer Verhältnisse sowie zu den taktischen und strategischen Problemen stehen, denen der *Partito Comunista d'Italia* und die Kommunistische Internationale sich stellen mussten. Für Gramsci ist der Faschismus also nicht bloß ein Gegenstand der Analyse. Vielmehr bildet er den historischen Kontext seiner politischen Tätigkeit und Lebenserfahrung – ein Kontext, dessen Natur, Ursprung, Ausdehnung und Zeitdauer sich aller Voraussicht zu entziehen neigten.

In diesem Sinne werden wir im Folgenden seine Überlegungen zum Faschismus und dessen Aussichten in Italien und Europa betrachten. Die Aktualität dieser hundert Jahre alten Überlegungen mag ein Jahrhundert später heute nicht zuletzt darin liegen, dass jede Reaktion, die dazu fähig ist, einen mehrheitlichen Konsens in der Gesellschaft zu erringen, im Grunde genommen eine – wenn auch modernisierte – Form von Faschismus ist.

2 – Die Krise der bürgerlichen Hegemonie und der *Biennio rosso* (Die zwei Roten Jahre)

Der historische Kontext von Gramscis Gesellschafts- und Faschismustheorie ist von einer allgemeinen Krise der bürgerlichen Gesellschaft gekennzeichnet. Nicht nur von einer Wirtschafts- und Finanzkrise, sondern einer allgemeinen, »organischen« Krise, wie Gramsci sich ausdrückt, d. h. einer alle Ebenen des gesellschaftlichen Lebens erfassenden Krise, einer »Hegemonie-Krise« der kapitalistischen Klasse und ihrer liberalen Ordnung. Die Unfähigkeit der Bourgeoisie, ihren inneren Zusammenhalt aufrechtzuerhalten und die Massen in ein mit ihrer sozialen Herrschaft vereinbares politisches System einzubinden, wurde offensichtlich. Die Auflösung der alten bürgerlich-liberalen Ordnung ist die zentrale Figur von Gramscis Interpretation des Faschismus. Etwas allgemein und formell könnte man sagen, dass der Faschismus die für jene historischen Perioden charakteristische politische Form ist, in denen – um

einen anderen bekannten Gramscianischen Ausdruck zu verwenden – »das Alte stirbt und das Neue noch um seine Geburt ringt«.

Wobei der Akzent auf dem zweiten Punkt liegen soll. Während Marxist:innen aller Länder sich beeilten, den Tod des Alten, die endgültige Krise des Kapitalismus zu verkünden, hörte Gramsci nicht auf, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum das Neue dennoch nicht geboren werden kann. In den Jahren 1919 und -20 hatte es in Norditalien eine Reihe von Arbeiter- und Bauernkämpfen gegeben, die in ihrer Intensität und Ausmaß beispiellos waren. Sie gipfelten in der Besetzung von Fabriken und landwirtschaftlichen Betrieben, bei denen mit wichtigen Versuchen sowjetischer Selbstverwaltung experimentiert wurde (vor allem in Turin, die Stadt der Fiat-Fabriken, wo Gramsci damals noch lebte). Es war die schärfste Klassenauseinandersetzung, die es in Italien je gegeben hatte; sie ist in die Geschichtsschreibung mit dem Namen *Biennio rosso* (die zwei roten Jahre) eingegangen. Es waren genau diese beiden Jahre, in denen die ersten faschistischen Schlägertrupps, *Fasci italiani di combattimento*, sich zu bilden anfingen: die paramilitärische Keimzelle von Mussolinis zukünftiger Partei.

Während Marxist:innen aller Länder sich beeilten, den Tod des Alten, die endgültige Krise des Kapitalismus zu verkünden, hörte Gramsci nicht auf, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum das Neue dennoch nicht geboren werden kann.

Gramsci war an der Besetzung der Turiner Fabriken maßgeblich beteiligt und erlebte jene Tage mit großer Besorgnis. Er begann, die Möglichkeit einer Katastrophe als real wahrzunehmen. Am 8. Mai 1920, im heißesten Moment der Auseinandersetzungen, schrieb er in der von ihm gegründeten Zeitung *L'ordine nuovo* einen Artikel mit dem Titel *Per un rinnovamento del partito socialista* (Für eine Erneuerung der sozialistischen Partei). Darin heißt es:

> »Die gegenwärtige Phase des Klassenkampfes in Italien ist die Phase, die vorausgeht: entweder die Eroberung der politischen Macht durch das revolutionäre Proletariat für den Übergang zu neuen Produktions- und Verteilungsformen, oder eine gewaltige Reaktion der Besitzerklasse und der Regierungskaste. Man wird keine Gewalt auslassen, um das Industrie- und Agrarproletariat zu unterwerfen; man wird unaufhaltsam versuchen, die Organismen des politischen Kampfes der Arbeiterklasse (Sozialistische Partei) zu zerschlagen und diejenigen des wirtschaftlichen Widerstands (Gewerkschaften) in das Räderwerk des bürgerlichen Staates einzugliedern.«

Dies ist eine klare und prophetische Vision des Szenarios, das bald Wirklichkeit werden sollte. Inmitten des Konflikts sieht Gramsci bereits den Eintritt eines neuen, aggressiv antiproletarischen Subjekts voraus; der Gedanke, dass die Kräfte des revolutionären Proletariats vor einer möglichen epochalen Niederlage stehen könnten, ist hier klar. In seinen Augen jedoch hatte sich die italienische Arbeiterklasse in ihrer revolutionären Mobilisierung reif genug für die große historische Aufgabe gezeigt, die vor ihr lag. Sie hatte bewiesen, dass sie in der Lage war, sich selbst zu regieren und die Zügel der Produktion selbst in die Hand zu nehmen. Aber sie konnte die Probleme der Versorgung und der Kommunikation nicht lösen, weil die Eisenbahnen und die Flotte nicht besetzt wurden. Sie konnte die finanziellen Probleme nicht lösen, weil die Banken nicht besetzt wurden. Sie konnte die nationalen politischen Fragen nicht lösen, weil sie die Staatsmacht nicht ergriffen hatte. Diese Probleme hätten von der Sozialistischen Partei und den Gewerkschaften angegangen werden müssen, denen es jedoch völlig an Intelligenz und politischer Entschlossenheit fehlte, die Revolution so wie in Russland zu vollbringen. Die Niederlage des *Biennio rosso* ist laut Gramsci also nicht so sehr auf die angebliche Unreife der Arbeiter:innen zurückzuführen, sondern auf die ihrer politischen Führer:

> »Die Führungsgremien der sozialistischen Partei haben gezeigt, dass sie absolut nichts von der Entwicklungsphase verstehen, die die nationale und internationale Geschichte gegenwärtig durchläuft, und dass sie nichts von der Aufgabe verstehen, die den Kampforganisationen des revolutionären Proletariats obliegt. Die sozialistische Partei beobachtet das Geschehen als Zuschauer, sie hat nie eine eigene Meinung zu äußern ... Sie sollte eine Gesamtaktion entwickeln, die die Arbeiterklasse in die Lage versetzt, die Revolution zu gewinnen und dauerhaft zu gewinnen ... Sie sollte das wachsame revolutionäre Bewusstsein der ausgebeuteten Klasse verkörpern ... Deshalb ist es notwendig, dass die Partei immer in der Realität des Klassenkampfes lebt, dass sie seine verschiedenen Phasen, seine verschiedenen Episoden, seine vielfältigen Erscheinungsformen versteht, dass sie in der Lage ist, der Gesamtheit der Bewegungen eine wirkliche Richtung zu geben ... Die sozialistische Partei hingegen ist reine Parlamentspartei geblieben. Sie verharrt in den engen Grenzen der bürgerlichen Demokratie und befasst sich nur mit den oberflächlichen politischen Erklärungen der herrschenden Kaste.«

Die Niederlage des *Biennio rosso* ist laut Gramsci also nicht so sehr auf die angebliche Unreife der Arbeiter:innen zurückzuführen, sondern auf die ihrer politischen Führer.

In diesem Zitat finden sich die hauptsächlichen Gründe für den Bruch mit dem italienischen Sozialismus und die Ablehnung von dessen positivistischer, deterministischer und abwartender Haltung zusammengefasst, die Gramscis Wirken und Denken kennzeichnen; dies sind auch die Gründe für die Spaltung und Gründung der kommunistischen Partei im Januar 1921. Diese folgenschwere Entscheidung ging davon aus, dass das Spiel noch nicht verloren und eine Revolution in Italien noch möglich war. Doch in Wirklichkeit war es bereits zu spät: Der Staatsstreich, der Mussolinis 20-jährige Diktatur einleitete, fand ein knappes Jahr später statt.

3 – Gramscis Methode

Die Originalität von Gramscis Beiträgen im Spektrum der zeitgenössischen Interpretationen des Faschismus liegt in seiner analytischen Methode. Seine differenzierte Analyse versucht, die nationalen Besonderheiten politischer Phänomene vor dem Hintergrund der die Epoche beherrschenden weltwirtschaftlichen Prozesse zu erfassen. Sein Ansatz beruht zwar auf einer Auffassung der gegenwärtigen Geschichte als Weltgeschichte, von der die nationale Geschichte nur analytisch getrennt werden kann. Aber die Analyse der globalen Entwicklung der kapitalistischen Produktion geht bei ihm immer Hand in Hand mit einer präzisen Betrachtung der besonderen politischen und kulturellen Bedingungen seines Landes. Der Grund dafür ist seine Überzeugung, dass die Frage der sozialen Revolution – soll sie jenseits der dröhnenden Rhetorik der sozialistischen Kader konkret gestellt werden – nicht von der nationalen Frage getrennt werden

Gramsci war einer der Ersten, der den modernen Charakter des Faschismus, seine europäische und potenziell globale Dimension hervorhob, weil er seine Immanenz in der modernen Logik kapitalistischer Produktion begreifen konnte.

kann. Die Kommunist:innen hatten ebenfalls die Last dieser ungelösten Frage des liberalen 19. Jahrhunderts auf ihre Schultern zu nehmen. Dieser originelle Ansatz, der Klassenanalyse mit »morphologischer« Analyse kombiniert, ermöglichte es ihm, eine organische Erklärung des Faschismus vorzulegen, die weitaus reicher ist als andere zeitgenössische Versuche und auch als manche spätere Geschichtsschreibung. Seine methodologische Ablehnung jeglicher Form doktrinären Schematismus und Reduktionismus (zwei besonders im Marxismus verbreitete Fehler) erweist sich als besonders fruchtbar für die historische Untersuchung des ursprünglich und vornehmlich, aber nicht ausschließlich, italienischen Phänomens des Faschismus.

Dank seiner umfassenden Kenntnisse der italienischen Geschichte und Kultur konnte er tiefgreifende und in vielerlei Hinsicht vorausschauende Analysen des Faschismus in seiner Entstehungsphase und in seinem ursprünglichen historischen Umfeld als einer spezifisch italienischen Form antiproletarischer Konterrevolution formulieren. Andererseits hinderte ihn sein internationalistischer Standpunkt daran, den Faschismus einfach als ein Nebenprodukt der italienischen Rückständigkeit oder als Überbleibsel des Feudalismus zu interpretieren. Er war einer der Ersten, der den modernen Charakter des Faschismus, seine europäische und potenziell globale Dimension hervorhob, weil er seine Immanenz in der modernen Logik kapitalistischer Produktion begreifen konnte. Er hatte verstanden, dass die faschistische Gewalt kein sekundäres und nebensächliches Epiphänomen war, das allein aus der Geburt der Massengesellschaft, der bürgerlichen Reaktion auf den Vormarsch der Arbeiterbewegung, dem Schock des Ersten Weltkriegs oder der Rückständigkeit Italiens begriffen werden konnte. Sondern er untersuchte das faschistische Regime als organischen Ausdruck all dieser Faktoren und verstand ihn als wesentliches Merkmal und unverwechselbares Kennzeichen seiner Epoche.

4 – Passive Revolution

Der zentrale Begriff der politischen und geschichtsphilosophischen Deutung des Faschismus in den *Gefängnisheften* ist der von »passiver Revolution«. Das ist eine äußerst komplexe Kategorie, die in der politischen Theorie von Gramsci eine herausragende Stellung einnimmt und in seinem Werk in sehr unterschiedlichen Bedeutungen auftaucht sowie ständig modifiziert und erneuert wird. Zentral ist dieser Begriff nicht nur für seine Faschismus-Theorie, sondern auch für sein Verständnis der europäischen Geschichte überhaupt.

Wenn von »passiver Revolution« im Zusammenhang mit dem Faschismus die Rede ist, wird in der Regel der negative, konservative und reaktionäre Aspekt betont. Das ist nicht falsch, wird aber der Komplexität der Gramscianischen Analyse nicht ganz gerecht. Für ihn darf der Faschismus nicht auf den bloßen Knüppel reduziert werden, den die Großbourgeoisie in ihrer Not loslässt. Er versucht, ihn als eine originelle und autonome Form von Hegemonie zu verstehen. Mit der Umwandlung des liberalen in einen totalitären Staat erreichte der Faschismus etwas, was es in Italien bis dahin nie gegeben hatte, nämlich die Einbeziehung der Massen in die politische Sphäre. In nichts Geringerem besteht seine historische Leistung, die Gramsci durchaus ernst nimmt.

Der Begriff »passive Revolution« ist ein dialektischer. Zwischen Revolution und Passivität gibt es eine offensichtliche Spannung, quasi Unvereinbarkeit. Mit diesem Ausdruck meint Gramsci sowohl die Revolution als auch ihre Negation bzw. ihre konterrevolutionäre Neutralisierung. Er lässt diesen Begriff aus zwei Grundprinzipien seiner machiavellistisch-marxistischen Konzeption der Politik folgen:

1) »dass keine gesellschaftliche Formation verschwindet, solange die in ihr entstandenen Produktivkräfte noch Raum für eine weitere fortschrittliche Bewegung finden,«

2) »dass die Gesellschaft sich keine Aufgaben stellt, für deren Lösung nicht bereits die notwendigen Voraussetzungen geschaffen worden sind.«

Die langen historischen Perioden, die als passive Revolutionen definiert werden können, sind solche, in denen die herrschenden Klassen sich und ihre Herrschaft dadurch am Leben erhalten, dass sie immer noch eine irgendwie positive oder fortschrittliche Rolle spielen können. Während dieser langen historischen Phasen erfolgen gesellschaftliche Veränderungen langsam und flächendeckend.

Indem Gramsci den Faschismus mit der Kategorie der Revolution, wenngleich passiv, zu deuten versucht, schreibt er ihm viel mehr Autonomie zu als die meisten zeitgenössischen Antifaschist:innen und zugleich eine potenziell sehr lange Dauer. Er geht sogar so weit, ihm eine irgendwie positive oder fortschrittliche Rolle zuzuerkennen, ähnlich derer des Liberalismus im 19. Jahrhundert.

»Wäre ein neuer Liberalismus unter modernen Bedingungen nicht gerade der Faschismus? Wäre der Faschismus nicht genau die Form der passiven Revolution, die dem 20. Jahrhundert so eigen ist wie der Liberalismus dem 19.?«

Die langen historischen Perioden, die als passive Revolutionen definiert werden können, sind solche, in denen die herrschenden Klassen sich und ihre Herrschaft dadurch am Leben erhalten, dass sie immer noch eine irgendwie positive oder fortschrittliche Rolle spielen können.

Den sozialen und ökonomischen Inhalt dieser passiven Revolution sieht Gramsci im Korporatismus. Dabei handelt es sich um eine Form der politischen und gewerkschaftlichen Vertretung, die alternativ zu den politischen Parteien ist und quer zu den Klassen steht. Die Körperschaften sind kategoriale Vereinigungen, die alle in einem Wirtschaftssektor tätigen Subjekte zusammenbringen: sowohl die Eigentümer der Produktionsmittel als auch die Arbeiter. Die Vereinbarung ihrer gegensätzlichen Interessen wird gesichert durch die (im faschistischen Fall: autoritäre) Vermittlung des Staats.

»Die passive Revolution«, schreibt Gramsci weiter, »besteht darin, die Wirtschaftsstruktur reformistisch von der individualistischen Wirtschaft zur Planwirtschaft umzuwandeln, und das Aufkommen einer mittleren Wirtschaftsform zwischen der rein individualistischen und der Planwirtschaft würde den Übergang zu fortgeschritteneren politischen und kulturellen Formen ohne radikale Umbrüche ermöglichen.«

Durch die gesellschaftliche Organisation korporatistischer Art, die Gramsci als mittlere Form zwischen kapitalistischer und sozialistischer Wirtschaft zu deuten versucht, würde der Faschismus eine passive Revolution vollbringen, d. h. eine neue Hegemonie, die zwar aus dem Rahmen der bürgerlichen, christlichen und kapitalistischen Zivilisation nicht herausragt, aber die für das 19. Jahrhundert charakteristische liberale Form abstreift. Der Faschismus könnte die an die Bedingungen der kapitalistischen Produktion des 20. Jahrhunderts spezifisch angepasste, also nicht mehr liberale, politische Form sein. So gesehen erscheint er als die italienische Variante der allgemeinen Strategie, mit der die großen kapitalistischen Länder auf den tendenziellen Fall der Profitrate und die Weltwirtschaftskrise durch die Steigerung staatlicher Intervention in die freie Wirtschaft reagieren. Ein nahe verwandtes Phänomen wäre zum Beispiel Roosevelts *New Deal*, und in der Tat lobte Mussolini 1933 den »neuen Kurs« in den Vereinigten Staaten öffentlich.

Dieses gemeinsame reformistische bzw. passiv-revolutionäre Terrain von Sozialdemokratie und Faschismus ist zwar auch die theoretische Grundlage für die von Stalin durchgesetzte Wende in der Haltung der 3. Internationalen; sie liegt der Doktrin vom »Sozialfaschismus« zu Grunde. Stalins These und die neue Strategie der Internationalen gehen aber davon aus, dass die Weltwirtschaftskrise von 1929 die endgültige Krise des Kapitalismus ist: Daher müssen sowohl der Faschismus als auch die Sozialdemokratie bekämpft werden, insofern beides eine reformistische Lösung für die Krise gleichermaßen darstellt. Seinerseits ist Gramsci gar nicht davon überzeugt, dass die Krise die endgültige ist. Aus diesem Grund stimmt er der Wende nicht zu, sondern plädiert weiterhin aus der Gefängnisisolation für eine antifaschistische Einheitsfront. Und gerade weil er die Krise nicht für endgültig hält, fängt er an damit zu rechnen, dass der faschistische Korporatismus ein langfristiges Phänomen sein wird, wenn nicht sogar eben die passive Revolution des 20. Jahrhunderts.

In *Heft 10* kommt aber Gramsci auf dieses Thema zurück und überarbeitet seine Auffassung. In der Reformulierung der These findet sich die Passage, die dem Faschismus eine irgendwie positive oder fortschrittliche historische Rolle zuzugestehen scheint, nicht mehr. Nun hört sich alles neutraler und distanzierter an:

> »Eine passive Revolution würde darin bestehen, dass durch die Intervention des Staates und durch die korporative Organisation mehr oder weniger tiefgreifende Änderungen in der Wirtschaftsstruktur des Landes eingeführt würden, um das planmäßige Element in der Produktion zu akzentuieren, ohne die private Aneignung der Profite zu berühren. Im konkreten Rahmen der italienischen Gesellschaftsverhältnisse könnte dies die einzige Lösung sein, um die industriel-

len Produktivkräfte unter der Leitung der traditionellen herrschenden Klassen zu entwickeln, in Konkurrenz zu den fortgeschritteneren industriellen Formationen der Länder, die über ein Monopol auf Rohstoffe verfügen und gewaltige Kapitalien akkumuliert haben«.

An die Möglichkeit eines dritten, korporatistischen Wegs zwischen Kapitalismus und Sozialismus, wie der Faschismus ihn verspricht, glaubt Gramsci selbstredend nicht. Aber er kämpft um ein reales Verständnis der politischen und ideologischen Gründe dafür, dass es diesem Regime gelingt, bei einem großen Teil der Bevölkerung (vor allem bei den Mittelschichten, aber auch bei beträchtlichen Teilen des Proletariats) Erwartungen und Hoffnungen zu wecken, den Elan der Massen zu absorbieren und kanalisieren, und so ein System von ziviler und militärischer Hegemonie im Dienste der bestehenden Eigentumsverhältnisse und der traditionellen herrschenden Klassen zu schaffen. Verschwindet in der überarbeiteten Version der These die vermeintlich positive Bewertung der sozialen Rolle der faschistischen passiven Revolution, so bleibt die Deutung der großen historischen Dynamik im Wesentlichen dieselbe. Faschismus ist der neue Liberalismus.

In gewissem Sinne kann man also sagen, dass Gramscis Interpretation des Faschismus als passive Revolution über ihren spezifischen Gegenstand hinausgeht und sich als politische Deutung des 20. Jahrhunderts überhaupt darstellt, von dem er allerdings nur die ersten 37 Jahre gesehen hat. Die Herausgeber der *Gefängnishefte* führen diese letzten Notizen auf das Jahr 1933 zurück. Hitler war damals bereits an der Macht. Man sieht also, wie die Vorhersage über den epochalen Charakter des vorhersehbar langanhaltenden Faschismus in Europa eine noch stärkere Bedeutung hat und mit den politischen Ereignissen der Zeit eng verbunden ist. Das Thema der passiven Revolution weist über die italienische Situation hinaus und liefert einen wichtigen Beitrag dazu, den Faschismus in den breiteren Kontext der wirtschaftlichen und politischen Transformationsprozesse in den westlichen kapitalistischen Nationen einzuordnen.

Stellt sich nun die Frage, ob der (im Bereich des Marxismus) häretische Gedanke Gramscis von einer irgendwie positiven und fortschrittlichen sozialen Rolle des Faschismus sich dazu anbietet, für eine historische Rehabilitierung benutzt zu werden, so muss die Antwort negativ sein.

Erstens handelt es sich um einen Gedanken, auf den die Hefte zurückkommen und den sie wesentlich korrigieren. In seiner überarbeiteten Version wird nicht mehr behauptet, der Faschismus ermögliche eine weitere fortschrittliche Entfaltung der kapitalistischen Produktivkräfte, sondern lediglich, dass er die einzig mögliche Form ist, um diese Produktivkräfte unter der Leitung der herrschenden Klassen weiter funktionieren zu lassen.

Zweitens ist der Sinn dieser Deutung nicht, ein Argument in Verteidigung des Faschismus aufzustellen. Vielmehr geht es Gramsci darum, die epochale Dimension des Phänomens zu erkennen und gegen die geringschätzende Deutung vieler bürgerlicher, aber auch marxistischer Zeitgenoss:innen zu opponieren, die darin nichts anderes und nicht mehr sehen wollen als eine kontingente Erscheinung, eine vorübergehende moralische Krankheit oder eine momentane Zuspitzung der bürgerlichen Herrschaftsmethoden.

Drittens beinhaltet die Deutung des Faschismus als passive Revolution eine schonungslose Selbstkritik, eine Denunziation der politischen Passivität von Kommunist:innen und Sozialist:innen gegenüber ihrer historischen Aufgaben. Ihre schüchterne Abwartungstaktik, ihre Untätigkeit, ja das Ausbleiben ihrer revolutionären Aktivität tragen für Gramsci die Verantwortung an dem Sieg Mussolinis. Der Duce und seine Bewegung fügten sich in die Hegemonie-Krise der Bourgeoisie und fanden dort ihr Glück. Sie nahmen den politischen Raum ein, der eigentlich von den revolutionären Kräften hätte eingenommen werden sollen.

In diesem Sinne lässt sich Gramscis Warnung an die Nachfahr:innen folgendermaßen zusammenfassen: Das Kapital tut alles, was in seiner Macht ist, um sich selbst zu zerstören. Aber wenn Kommunist:innen ihm dabei gar nicht oder nicht entschlossen genug helfen, dann wird es wohl jemand anderes tun, freilich nicht mit dem Ergebnis, dass die kapitalistische Produktionsweise überwunden, sondern dass ihre Krise länger und finsterer wird.

Empfehlungen zum Weiterlesen

Antonini, Francesca: »Caesarism and Bonapartism in Gramsci. Hegemony and the Crisis of Modernity«, Brill, 2020

Bernd Röttger

»Und du wärest schon froh, [...] die Gülle flösse ab.«

Über historische Notwendigkeiten, herrschaftliche Restrukturierungen und wirkliche Alternativen; oder: Wie und warum Antonio Gramsci seinen kritischen Marxismus entwickelt

Jeder Kampf um gesellschaftliche Veränderung in bürgerlichen Gesellschaften watet in der Gülle, die von Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, immer neu produziert wird. Marx spricht nicht von »Gülle«, sondern von »Scheiße«, vom »Klassenkampf als Schluss worin sich die Bewegung und Auflösung der ganzen Scheiße auflöst« (1); die vorherrschende Produktionsweise erzeugt aber selbst einen »stummen Zwang ökonomischer Verhältnisse« (2), durch den sich Herrschende immer wieder als Herrschende zu reproduzieren und den Widerstand der Subalternen subaltern zu halten vermögen.

Antonio Gramsci war nicht nur mit dieser kapitalistischen »Scheiße« konfrontiert, die die sich in vielen entwickelten kapitalistischen Gesellschaften abzeichnende proletarische Revolution nach 1918 erstickte, sondern auch mit der faschistischen Gülle, die über Italien in den 1920er Jahren ausgekübelt wurde. Sie erwürgte den revolutionären Elan, den Gramsci noch in den Kämpfen der norditalienischen Fabrikräte erblickte. Deren Organisationen wurden teilweise zerschlagen, um deren Reste zum Bestandteil der faschistischen, »korporativen« Modernisierung Italiens zu machen. Gramsci spricht in seinen Gefängnisheften später von »passiver Revolution«: der Einbindung der Massen in die kapitalistische Restauration. Sie wird nicht nur aufgrund von »Hegemonie« der herrschenden Klassen möglich, sondern auch, weil die Verhältnisse der kapitalistischen Produktionsweise asymmetrische materielle Verteilungs- und politische Machtverhältnisse zwischen den gesellschaftlichen Klassen immer neu produzieren. – Ich möchte in meiner Rekonstruktion Gramsci als historisch-kritischen Marxisten reaktivieren, der sich dieser strukturellen Asymmetrie bewusst war, ihn also nicht als Kulturphilosophen oder Ideologietheoretiker betrachten, sondern den Fokus auf die ökonomisch-strukturellen Aspekte seiner Analysen legen.

Die Einzelmomente meiner Rekonstruktion sind: Gramscis Leben in der sardischen Provinz, sein Kampf an der Seite der Fabrikrätebewegung in Norditalien; ihr Scheitern und Mussolinis *Marsch auf Rom* im Oktober 1922, der Gramsci 1926 in die Kerker verbannte, bis er

Antonio Gramsci war nicht nur mit dieser kapitalistischen »Scheiße« konfrontiert, die die sich in vielen entwickelten kapitalistischen Gesellschaften abzeichnende proletarische Revolution nach 1918 erstickte, sondern auch mit der faschistischen Gülle, die über Italien in den 1920er Jahren ausgekübelt wurde.

am 27. April 1937 im Alter von 46 Jahren stirbt. Isoliert nicht nur von seiner Partei und deren Kämpfen, sondern auch von seiner Frau und seinen beiden Kindern, die in Moskau lebten und die er nach seiner Einkerkerung nicht wieder sehen sollte.

1891. Am 22. Januar erblickt Antonio Gramsci als viertes von sieben Kindern eines ärmlichen Beamtenhaushaltes im Dorf Ales, ca. 80 km nordwestlich von Sar-

diniens Hauptstadt Cagliari im Landesinneren gelegen, das Licht der Welt. Als 4-jähriger zieht sich Antonio infolge eines Sturzes eine Rückgratverkrümmung zu, die ihn seitdem körperlich deformiert und gesundheitlich beeinträchtigt. 1897/98 verschärfen sich die materiellen Probleme der Familie: Der Vater wandert wegen (ungeklärter) ›finanzieller Unregelmäßigkeiten‹ ins Gefängnis, die Mutter entschließt sich, mit den Kindern in das ca. 50 km nördliche Ghilarza zu ziehen. Antonio besucht die örtliche Grundschule.

1903. Nach erfolgreichem Abschluss muss Gramsci die Schule verlassen, arbeitet infolge der zugespitzten finanziellen Situation der Familie zwei Jahre im örtlichen Katasteramt, um »Aktenordner hin- und herzuschieben, die schwerer waren als ich selbst«, wie er später aus dem Gefängnis an seine Mutter schreibt. Zugleich beginnt Gramsci Bücher zu lesen: über Geschichte, Zeitungsartikel zur aktuellen ökonomischen Entwicklung auf Sardinien und in Italien, literarische Werke, – auch weil er sich aufgrund seiner körperlichen Gebrechen kaum am jugendlichen Treiben beteiligen kann.

1904. Die traditionelle sardische Wirtschaft, dominiert durch die landwirtschaftliche Produktion, erlebt bereits seit den 1890er Jahren eine schwere Krise: Die Produktion von Wein, Öl und Rindfleisch, die vor allem auf den französischen Markt ausgerichtet war, brach durch die Auflösung der Handelsverträge mit Frankreich infolge der Zollerhöhungen des italienischen Nationalstaats 1889 fast vollständig ein. In den vom ausländischen und festländischen Kapital dominierten Bergwerken oder der neuen Tabakindustrie herrschten katastrophale Arbeitsbedingungen (anhaltender 12 Stunden-Tag bei intensivierter Arbeitsproduktivität und sinkenden Löhnen).

1906. Die Konflikte in den Bergwerken und der Tabakindustrie verdichten sich zu spontanen Revolten der subalternen Klassen. Gramsci beobachtet diese Entwicklungen mit höchstem Interesse. Er stellt sich auf die Seite der sardischen Nationalisten, er bewundert ihren »Instinkt der Rebellion« – schließlich schienen die Schutzzölle, die die Wirtschaft Sardiniens (und des Mezzogiornos insgesamt) auslaugten, nur dem Schutz und der Expansion der norditalienischen Industrie zu dienen. Durch die Krise der Landwirtschaft werden Bauern in die neuen Industrien gespült. Diese beschreibt Gramsci als eine »amorphe Masse in ständiger Gärung«, die noch zu keiner durchsetzungsfähigen, kollektiven Aktion fähig war. Die Revolte wird blutig niedergeschlagen. Hunderte von Bauern, Arbeitern und Intellektuellen werden verhaftet. In den Bergwerken hagelt es Entlassungswellen. (3)

Gramsci meldet sich eigenmächtig im Gymnasium an, zunächst in Oristano, dann zieht er zu seinem älteren Bruder Gennaro, damals Schatzmeister der Arbeiterkammer, nach Cagliari, um dort das Gymnasium zu beenden. Nach dem Abitur erhält Gramsci 1911 ein Stipendium an der Universität Turin – eine neue Phase im Leben des provinziellen Sarden beginnt.

Herbst 1911. Gramsci betritt eine für ihn »fremde, weite Welt«, den industrialisierten Norden Italiens. Er schreibt sich an der literarischen Fakultät der Universität Turin ein.

1913. Am 19. März beginnt in den Automobilwerken der Stadt ein Streik. Gramsci beobachtet die intensiven Diskussionen, welche Beleg- und Gewerkschaften auf Versammlungen und Bildungsveranstaltungen fast täglich führen. Er kontrastiert sie mit seinen Erfahrungen der unorganisierten, spontanen Revolten auf Sardinien. Der Streik, an dem sich 6.500 Beschäftigte beteiligen, endet nach 96 Kampftagen mit dem tarifpolitischen Erfolg der Arbeitenden. Im gleichen Jahr tritt Gramsci in die Sozialistische Partei Italiens ein.

1915. Gramsci bricht sein Studium der Literaturwissenschaften ab, weil ihn sein Interesse an den Kämpfen der Arbeitenden zu viel Zeit und Kraft kostet. Er wird Redakteur der Zeitschrift *Avanti!*.

1917. Russische Revolution – eine historische Zäsur der Weltgeschichte, auch für das Denken Antonio Gramscis. Er arbeitet sich an überkommenen Vorstellungen marxistischen Denkens ab, wie sie vor allem in der II. Internationale verabschiedet wurden (Vorstellungen von historischen Notwendigkeiten, die dazu führten, glauben zu können, automatisch in den Sozialismus zu »schliddern«) (4). Im Aufsatz »Die Revolution gegen das Kapital«, erschienen am 24. November 1917 in der Zeitschrift *Avanti!*, notiert der 26-jährige Gramsci, dass die »Revolution der Bolschewiki [...] die Revolution gegen das »Kapital« von Karl Marx« war. »Die Bolschewiki ignorieren Karl Marx; sie bestätigen mit der vollendeten Aktion, mit den realisierten Errungenschaften als Beweis, dass die Grundprinzipien des historischen Materialismus nicht so eisern sind, wie man hätte annehmen können und wie man annahm.« (5)

1919 / 1920. Der revolutionäre Funke der russischen Oktoberrevolution springt 1919 auf Norditalien über. Im September wählen die FIAT-Arbeiter die ersten Fabrikräte Italiens; die Bewegung ergreift schnell andere Werke. Die betrieblichen Auseinandersetzungen spitzen sich im Frühjahr 1920 zu. Im April kommt es zu einem 10-tägigen Generalstreik, an dem sich 200.000 Turiner Arbeiter:innen beteiligen. Im Mai weigert sich der Arbeitgeberverband, Konzessionen an die Metallarbeitergewerkschaft zu machen. Es folgen erneut Streiks, die ergebnislos bleiben. Im Sommer haben die Arbeitenden endgültig die Schnauze voll und übernehmen die Leitung der Fabriken.

Die zwei sog. *biennio rosso* (die roten Jahre) erreichten ihren Höhepunkt. Gramsci und seine Kumpanen begleiten seit 1919 die kämpfenden Arbeiter auf zahlreichen Diskussionen in Parkanlagen und auf betrieblichen Versammlungen. Die Ereignisse überschlagen sich; rasend bringt der kränkelnde und schwächelnde Gramsci seine Kommentare zu Papier, nicht aber ohne die Ereignisse theoretisch zu verorten: »Wird der italienische kommunistische Revolutionär den russischen Bolschewiken nachahmen?« – fragt er im November 1919. »Er wird ihn nur in folgendem nachahmen: im unversöhnlichen Klassenstandpunkt, in der klaren Kaltblütigkeit, mit der er den Verlauf der Ereignisse in Italien analysieren wird, die nicht nur durch die italienischen

ökonomischen Verhältnisse bestimmt werden, sondern auch durch die internationalen ökonomischen Verhältnisse, die nicht nur durch die Struktur der nationalen Produktions- und Austauschapparate (mehr oder weniger perfekt, mehr oder weniger entwickelt) bestimmt werden, sondern auch durch die Reflexe, die die anderen Produktionsapparate in Europa und in der Welt auf den italienischen Apparat ausstrahlen.« (6)

September 1920. Die Sozialistische Partei und Gewerkschaftsspitzen einigen sich mit dem Arbeitsgeberverband – die betriebliche Direktionsgewalt des Kapitals ist wiederhergestellt. Es folgt eine Phase der Restauration kapitalistischer Herrschaft in den Betrieben – und die faschistische Mobilisierung Italiens, die vom Kapital zum Angriff auf erkämpfte, kollektivvertraglich geregelte Rechte in den Fabriken genutzt wird.

1922 analysiert Gramsci nüchtern, dass »die Gewerkschaft nicht mehr ignorieren [kann], dass Lohnkürzungen erfolgt sind und dass die Industriellen, nachdem sie die Vereinbarungen zerrissen haben, diesen mit Gewalt geschaffenen Tatbestand legitimieren wollen.« Schärfer dann: »Die Industriellen respektieren keine Vereinbarung mehr; je nachdem, wie stark sie sich fühlen, handeln sie. Die Gewerkschaft kann sich nicht einmal mehr auf die Verträge verlassen, die sie mit den Unternehmern abschließt, wenn diese nicht die Macht spüren, die sie hat. Der Kampf ist das einzige Mittel, das den Arbeitern und der Gewerkschaft noch bleibt, um den Septemberrückzug aufzuhalten.« (7)

Der Kampf bleibt aus. Bereits ein Jahr vorher zogen Gramsci und andere aus der erlittenen Niederlage (und dem Versagen der Sozialistischen Partei) Konsequenzen: Sie gründeten als Abspaltung von der Sozialistischen Partei im Januar 1921 die Kommunistische Partei Italiens.

Die *commissioni interne* (Fabrikräte), die sich neben Gewerkschaften und Parteien in den Kämpfen 1919 bildeten, hatte Gramsci als europäische Form der Sowjets interpretiert, als »Modell des proletarischen Staates«: »Die Fabrikräte waren eine erste Form dieser historischen Erfahrungen der italienischen Arbeiterklasse, die zur Selbstregierung im Arbeiterstaat strebt.« (8)

Nun musste Gramsci sich ihr bedingungsloses Scheitern eingestehen. Ihre Organisationen wurden zerschlagen, die *confindustria* (Arbeitgeberverband) erkannte die faschistischen Syndikate als die alleinige kollektive Vertretung der Arbeiter an. Zugleich wurde das Verbot der *commissioni interne* ausgesprochen.

1922-1926. 1922/23 verbringt Gramsci als Delegierter der Kommunistischen Internationale in Moskau, kurze Zeit auch in Wien; in Moskau lernt er seine Frau kennen. Bei der Wahl im April 1924 wird er in die Abgeordnetenkammer des italienischen Parlaments gewählt. Er kehrt nach Italien zurück.

Gramsci wendet sich der Frage zu, wie die faschistische Gülle, die Italien überspült, abgeleitet werden kann. Er arbeitet an Bündnisstrategien für das Proletariat. In seinem unvollendet gebliebenen Essay »Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens von 1926« widersetzt er sich dem herrschenden Gedankengut der nun III. Internationale, die sich erst 1928 von ihrer Sozialfaschismus-These distanziert, welche die Sozialdemokratie und alle reformistischen Kräfte zu Hauptfeinden erklärte. Die dann folgende Volksfront-Strategie versuchte Gramsci bereits 1924 in einem Text zu begründen. Darin heißt es u.a. in kritischer Reflexion seiner eigenen Geschichte: »Das Proletariat kann in dem Maße zur führenden und herrschenden Klasse werden, wie es ihm gelingt, ein System von Klassenbündnissen zu schaffen, das ihm gestattet, die Mehrheit der werktätigen Bevölkerung gegen den Kapitalismus und den bürgerlichen Staat zu mobilisieren, und das bedeutet in Italien, unter den real bestehenden Klassenverhältnissen in dem Maße, wie es ihm gelingt, die Zustimmung der breiten, bäuerlichen Massen zu erlangen.« (9)

1926. Trotz Immunität als Abgeordneter wird Gramsci am 8. November in seiner Wohnung verhaftet und – 1928 – zu 20 Jahren Haft verurteilt. Drei Jahre nach seiner Inhaftierung und nach einer Odyssee über verschiedene Untersuchungsanstalten und Verbannungsorte wird er nach Turi, 25 Kilometer südlich von Bari in der Region Apulien geschleift, um dort seine Haftstrafe anzutreten.

1929. Gramsci beginnt – isoliert, aber aufgrund finanzieller Unterstützung eines befreundeten Wirtschaftswissenschaftlers mit Literatur durch seine Schwägerin Tanja Schucht versorgt – seine Arbeit an den Gefängnisheften.

Er schreibt – beschränkt durch die Mittel, die ihm trotz Unterstützung zur Verfügung stehen, behindert durch seine Krankheit und die Bedingungen der Haft – schonungslos gegenüber intellektuellen Größen und gegenüber sich selbst; er bürstet Literatur- und Kunstkritik, Geschichtstheorie, Theorien des Historischen Materialismus gegen den Strich.

Insbesondere in Heft 22 (»Amerikanismus und Fordismus«) analysiert Gramsci die von den USA ausgehende fordistische Umwälzung der kapitalistischen Produktion, die Krise der 1930er Jahre und ihre Konsequenzen für die Entwicklung des europäischen, insbesondere des italienischen Kapitalismus. Immer wieder reflektiert er dabei auch die Erfahrungen mit der Fabrikrätebewegung (und seine eigene Illusion): »Eine sorgfältige Analyse der italienischen Geschichte vor 1922, die sich nicht vom äußerlichen Karneval blenden ließe, sondern fähig wäre, die Tiefenantriebe der Bewegung zu fassen, dürfte zu dem Schluss kommen, dass gerade die Arbeiter die Träger der neuen industriellen Erfordernisse waren und sie auf ihre Art wacker behaupteten: man kann auch sagen, dass einige Industrielle sich darüber klar waren und es sich zunutze zu machen suchten...«. (10)

In den Gefängnisheften interessiert ihn, wie (nicht ob!) die von der aufstrebenden Weltmarktführung USA über die Weltmarktgesetze erzwungene fordistische Revolutionierung der kapitalistischen Produktionsweise in Europa gelingen kann, einem Europa, in dem bislang allenfalls »fordistische Fanfarenstöße« – wie Gramsci es nannte – vernehmbar waren. Dabei sieht er die bestehenden Machtblöcke in Europa in einer

»Autoritätskrise«. Sie blockieren die Entwicklung der Produktivkräfte, deren Takt von Amerikanismus und Fordismus vorgegeben wird. Voraussetzung für die fordistische Umwälzung in Europa ist die Ablösung des alten Machtblocks aus – wie Gramsci es nennt, –»halbfeudalen und parasitären Elemente[n] der Gesellschaft, die einen zu großen Anteil am Mehrwert entnehmen«. Und zwar durch einen »autonomen produktiv-industriellen Block«, einen korporativen Block, »der dazu bestimmt ist, in modernem Sinn und betont kapitalistisch das Problem einer Weiterentwicklung des italienischen Wirtschaftsapparats zu lösen, gegen die sogenannten »Ersparnisproduzenten«, gegen die »kleine oder mittlere Bourgeoisie aus Pensionären und Rentiers« (11). Die neuen Kapitalfraktionen der modernen fordistischen Massenproduktion brauchen die Arbeiter:innen, um sich reproduzieren zu können.

Autoritätskrise aber bedeutet für Gramsci auch: Die noch amtierenden Machtblöcke haben »den Kon-

»Das Proletariat kann in dem Maße zur führenden und herrschenden Klasse werden, wie es ihm gelingt, ein System von Klassenbündnissen zu schaffen, das ihm gestattet, die Mehrheit der werktätigen Bevölkerung gegen den Kapitalismus und den bürgerlichen Staat zu mobilisieren, und das bedeutet in Italien, unter den real bestehenden Klassenverhältnissen in dem Maße, wie es ihm gelingt, die Zustimmung der breiten, bäuerlichen Massen zu erlangen.«

sens verloren«, sind »nicht mehr führend, sondern einzig herrschend«, Inhaber »der reinen Zwangsgewalt«. Dadurch entsteht – so Gramsci – eine Situation, »bei der verhindert wird, dass die Elemente der Lösung sich mit der nötigen Geschwindigkeit entwickeln; wer herrscht, kann die Krise nicht lösen, hat aber die Macht [zu verhindern], dass andere sie lösen, das heißt hat nur die Macht, die Krise selbst zu verlängern« (12).

Als »reine Zwangsgewalt« wird der überkommene Machtblock – so Gramsci – nun »saturiert«. Er notiert: »Die bürgerliche Klasse ist ›saturiert‹: nicht nur verbreitet sie sich nicht, sondern sie löst sich auf; sie assimiliert nicht nur keine neuen Elemente, sondern de-assimiliert einen Teil ihrer selbst (oder zumindest sind die De-Assimilierungen bei weitem zahlreicher als die Assimilierungen). Eine Klasse, die sich selbst als geeignet setzt, die gesamte Gesellschaft zu assimilieren, und die zugleich wirklich fähig ist, diesen Prozess hervorzubringen, führt diese Auffassung vom Staat und vom Recht [nämlich die bürgerliche] zur Vollendung, bis sie schließlich das Ende des Staates und des Rechts konzipiert, insofern sie überflüssig geworden sind, weil sie ihre Aufgabe erfüllt haben und von der Zivilgesellschaft aufgesogen worden sind.« (13) Nachdem sich die historische Aufgabe der bürgerlichen Klassen, die Entwicklung der Produktivkräfte, erschöpft hat, kommt es der Arbeiterklasse zu, die »zivilisatorische Tendenz« moderner Gesellschaften zu vollenden: die Rücknahme des Staates in die Gesellschaft.

Hier spricht der Kommunist Gramsci, sein »Optimismus des Willens«, wie er einen Eckpunkt seines Denkens charakterisiert hat: Die historische Mission der Bourgeoisie ist vollendet; sie wird ersetzt durch das revolutionäre Proletariat. Gramsci schreibt – mit Bertolt Brecht gesprochen – »vom Standpunkt der Klasse aus [...], welche für die dringendsten Schwierigkeiten, in denen die menschliche Gesellschaft steckt, die breitesten Lösungen bereithält« (14).

Und immer noch der Kommunist Gramsci: »In solchen historischen Situationen bildet sich das Terrain, »auf dem sich die antagonistischen Kräfte organisieren, die zu beweisen suchen [...], dass die notwendigen und hinreichenden Bedingungen bereits dafür vorhanden sind, dass bestimmte Aufgaben geschichtlich gelöst werden können und folglich müssen« (15).

Nochmal mit Brecht gesprochen: »die kapitalistenklasse hält sich über ihre tatsächliche nützlichkeit hinaus durch die gesellschaftsordnung – muss also gewaltsam entfernt werden da sie nicht durch ihre (gesellschaftliche) überflüssigkeit entfernt wird.« (16)

Dann kommt jedoch der Analytiker, der »Pessimist des Verstandes«, der andere Eckpunkt seines Denkens, zu Wort. Gramsci analysiert die Dialektik von antagonistischen Kräften und Machtblöcken. Während sich die antagonistischen Kräfte organisieren, entwickelt sich – so Gramsci – die saturierte Klasse zu einer »bornierten Clique [...], die danach trachtet, ihre schäbigen Privilegien zu verewigen, indem sie die Entstehung von Gegenkräften reguliert oder sogar erstickt« (17). Er notiert, dass die spontane Organisation der antagonistischen Kräfte »mit einer reaktionären Bewegung der Rechten der herrschenden Klasse einher« geht (18), die »irgendeinen Teil der Forderungen des Volkes« aufnehmen (also: ›inkorporieren‹, ›verdauen‹, um mit Lelio Basso zu sprechen). (19)

Auch der italienische Faschismus musste die Arbeiter in den »produktiven Block« ökonomischer Modernisierung Italiens einbinden. Gramsci analysiert die faschistische Korporatismusdebatte (und die Strategie des von 1929 bis 1932 amtierenden »Ministers für das Korporationswesen« Guiseppe Bottai genau. Auch das Abkommen zwischen der *confindustria* (ital. Unternehmerverband) und den faschistischen Syndikaten, die 1926 zur Auflösung der *commissioni interne* führten (den früheren Fabrikräten). Und er analysierte

die Kräfteverhältnisse zwischen den Kapitalfraktionen innerhalb der *confindustria*, in der eine fordistisch-korporatistische Minderheitsfraktion um Giovanni Agnelli (FIAT) und Adriano Olivetti einer Mehrheitsfraktion gegenüberstand, die Gramsci als »parasitär« und unproduktiv bezeichnet.

Er kommt zu der bitteren Erkenntnis: »Wäre nicht der Faschismus genau die Form von passiver Revolution, die dem 20. Jahrhundert angemessen ist, wie der Liberalismus es fürs 19. Jahrhundert war?« (20).

Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist das Kapital selbst, heißt es bei Marx im dritten Band des Kapital. »Die wirkliche Schranke«, die den emanzipatorischen Bewegungen immer wieder aufgezeigt wird, in die sie verwiesen werden, so die Grande Dame des italienischen Kommunismus, Rossana Rossanda wohl nach ihrer Gramsci-Lektüre, »war die Unterschätzung der Komplexität der kapitalistischen Gesellschaft als geschichtlicher Formation, mithin die Ausklammerung einer Übergangsstrategie« (21). Gramsci liefert durchaus das Werkzeug, eine solche Strategie zu zimmern. Und nochmals Rossana Rossanda: »Genossen, vergessen wir die Produktionsverhältnisse nicht«. So zitiert sie Bertolt Brecht, der diesen Satz angesichts der Selbstzerlegung der politischen Arbeiterbewegung, der imperialistischen Phase kapitalistischer Weltmarktdurchdringung und des Aufstiegs des Faschismus in Europa auf dem Schriftstellerkongress 1935 in Paris seinen Kollegen zugerufen haben soll. Tatsächlich lautete seine Forderung: »Kameraden, sprechen wir von den Eigentumsverhältnissen.« Aber das kommt letztlich auf das gleiche raus:

Es geht darum, zunächst die Restriktionen, die aus der Gülle der herrschenden Verhältnisse resultieren, zu limitieren, um erweiterte Forderungen (solche nach Überwindung der bestehenden Verhältnisse) überhaupt realistisch stellen zu können. Man muss »den Weg zum Sozialismus [...] freikämpfen«, heißt es bei Wolfgang Abendroth. (22)

1934. Der Gefängnisalltag zehrt an Gramscis Gesundheit. Immer wieder wird er in Gefängniskliniken verlegt, weigert sich aber beharrlich, ein Gnadengesuch einzureichen. Er arbeitet, liest und schreibt weiter, obwohl es im zunehmend schwerer fällt: »In der letzten Zeit in Turi war meine Gesundheit in fast katastrophaler Weise zugrunde gerichtet, und ich erhole mich nur sehr langsam mit Schwankungen und Rückfällen...« – so Gramsci an seine Mutter im März 1934; über deren Tod mehr als ein Jahr vorher hatte die Familie ihn nicht informiert, um ihn zu schonen.

Sein letzter Aufenthaltsort ist eine Klinik in Rom. Am 27. April 1937 stirbt Gramsci an den Folgen einer Hirnblutung. Die Biograph:innen en sind sich nicht einig, ob noch in der Klinik oder schon auf der Rückreise nach Sardinien, die er nach der Amnestie antreten wollte.

Ich ende mit Bertolt Brecht, der in seinem Gedicht »An die Nachgeborenen« (23) [auch] Gramscis Leben vom ländlichen Sardinien, über die norditalienischen Industrieregionen bis in die faschistischen Kerker umreißt: »In die Städte kam ich zur Zeit der Unordnung / Als da Hunger herrschte. / Unter die Menschen kam ich zu der Zeit des Aufruhrs / Und ich empörte mich mit ihnen. / So verging meine Zeit / Die auf Erden mir gegeben war. // Mein Essen aß ich zwischen den Schlachten / Schlafen legte ich mich unter die Mörder /«

Verwendete Literatur

(1) Marx, Karl: »Brief an Engels« vom 30.04.1868, Veröffentlicht in: Marx-Engels-Werke, Band 32, S. 74f.
(2) Marx, Karl: »Kapital I«, Marx-Engels-Werke, S. 7645
(3) vgl. dazu: Fiori, Giuseppe: »Das Leben des Antonio Gramsci«, Rotbuch, 1979, S. 39ff.
(4) Degenhardt, Franz-Josef in seinem Lied »Drumherumgerede«
(5) Neubert, Harald (Hg.): »Antonio Gramsci – vergessener Humanist?«, Dietz, 1991, S. 31ff.
(6) Gramsci, Antoni: »Der Revolutionär« und »Die Fliege als Kutscher«, In: Avanti!, 25.11.1919
(7) Gramsci, Antonio: »Die Erfahrung der Metallarbeiter spricht für eine allgemeine Aktion«, In: L'Ordine Nuovo, 23.5.1922
(8) Gramsci, Antonio: »Regierungspartei und Regierungsklasse«, In: L'Ordine Nuovo, 18.2. 1920
(9) Gramsci, Antonio: »Zu Politik, Geschichte und Kultur«, Reclam, 1986, Band 1, S. 191
(10) Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte«, herausgegeben von W.F. Haug, K. Bochmann & P. Jehle, Argument Verlag, 2019, Heft 22, §6, S. 2078
(11) ebd. Heft 22, §6, S. 2077
(12) ebd. Heft 14, §58, S. 1682
(13) ebd. Heft 8, §2
(14) Brecht, Bertolt: »Volkstümlichkeit und Realismus«, in: Gesammelte Werke, Band 19, Surkamp, 1967, S. 326
(15) Gramsci (siehe oben) Heft 13, § 17, S. 1557
(16) Brecht, Bertholt: »Notizbücher 24 und 25«, 1927–1930, Surkamp, 2010, S. 282
(17) Gramsci (siehe oben), Heft 13, §36, S. 1606
(18) Gramsci (siehe oben), Heft 3, §48, S. 372
(19) Basso, Lelio: »Gesellschaftsformation und Staatsform. Drei Aufsätze«, Surkamp 1975, S. 147
(20) Gramsci (siehe oben), Heft 8, §236, S. 1080
(21) Rossanda, Rossana: »Einheit und Alternative«, in: dies., Lucio Magri u.a., Der lange Marsch durch die Krise, Surkamp, 1976, S. 55-81, hier: S. 78
(22) Abendroth, Wolfgang: »Die Bedeutung von Otto Bauer und Antonio Gramsci für Die Diskussion der Eurolinken«, in: Kapitalistische Krise und Strategien der Eurolinken. Fragen einer sozialistischen Politik in Westeuropa, SPW-Verlag, 1982, S. 25–33, hier: S. 28
(23) Berthold Brecht: »Dem Entsetzen täglich in die Fratze sehen«, wbg Theiss, 2019, S. 272–275

Ingo Pohn-Lauggas

Vergangenheit und Gegenwart: Über die Bedeutung des Geschichtsbegriffes für gegenwärtiges politisches Handeln

Gramsci hat sich in den *Gefängnisheften* an zahlreichen Stellen und in sehr verschiedenen Zusammenhängen mit dem Begriff von Geschichte auseinandergesetzt. Um zu veranschaulichen, inwiefern diese Beschäftigung – wie das meiste, das Gramsci gedacht hat – im Sinne seiner Philosophie der Praxis immer auch mit Bezug auf konkretes und bewusstes politisches Handeln zu verstehen ist, werde ich zunächst seine zentrale Rubrik »Vergangenheit und Gegenwart« vorstellen; im zweiten Teil zeige ich, wie »die Geschichte« zu einem wesentlichen Angelpunkt der philosophischen Auseinandersetzung Gramscis mit Benedetto Croce wird und was das mit der Frage von »Basis und Überbau« zu tun hat; und abschließend nehme ich die »Subalternen« in den Blick und begründe, warum die Beschäftigung mit ihnen zunächst auch und v.a. eine der Geschichtsschreibung ist. Dies führt uns unmittelbar in die Gegenwart zurück, denn »Geschichte schreiben heißt« für Gramsci, »gegenwärtige Geschichte zu machen« (1).

Passato e presente

In den *Gefängnisheften* bediente sich Gramsci verschiedenster Rubriken, anhand derer er sein Material sortierte und denen er seine Abhandlungen zuordnete. Häufig wiederkehrend sind etwa die »Kulturthemen«, die »Geschichte der italienischen Intellektuellen«, »Einführung in das Studium der Philosophie«, die späte Kategorie der »Methodologischen Kriterien« aber auch selbst kreierte Rubriken wie »Die Enkelchen des Pater Bresciani« für propagandistische Trivialliteratur oder Neologismen wie »Lorianismus« für wissenschaftlichen Schund als »allgemeine Erscheinung kulturellen Niedergangs« (2). Häufig erweist sich allein die Tatsache, dass bestimmte Themen, Fundstücke oder Persönlichkeiten einer dieser Rubriken zugeordnet werden, als bedeutsam und lehrreich – und zwar sowohl hinsichtlich des Materialstücks selbst als auch hinsichtlich der Beschaffenheit der Kategorie. »Vergangenheit und Gegenwart« gehört zu diesen Rubriken, deren spezifische Anwendung überaus aufschlussreich sein kann: Sie taucht fast ausschließlich in den gemischten Heften der ersten Schreibphase auf, und anders als andere Rubriken mündet das versammelte Material nicht unter diesem Titel in eines der späteren, sogenannten »thematischen Hefte«. Auch einen solchen Umstand zu analysieren, kann überaus lehrreich sein, wie ich gleich zeigen werde.

Zunächst aber zum Gegenstand der Rubrik. Das sehr heterogene Material, das unter der Überschrift »Vergangenheit und Gegenwart« versammelt wird, betrifft – ganz allgemein gesprochen – das Verhältnis zwischen der individuellen Ebene der Erfahrung und dem historischen und gesellschaftlichen Kontext. Dabei geht es Gramsci um zwei komplementäre Aspekte dieses Verhältnisses: Die eine Seite ist der Anspruch, individuelle Lebenserfahrung auf ihren universalen Gehalt hin zu prüfen und ihrer Darlegung – etwa in autobiographischen Schriften – gewissermaßen erzieherischen Sinn zu geben, »pädagogische Universalität«, wie Gramsci schreibt (3); die andere Seite betrifft die Reflexion darüber, auf welche Weise Individuen ihre Zeitgenossenschaft mit der Gegenwart verhandeln: etwas, das für Gramsci eine im engeren Sinne politische Kritik voraussetzt. Hierbei geht es jedoch um mehr als »Kritik«, es geht auch um eine Zuwendung zur Vergangenheit mit dem Zweck ihrer »Überwindung« (4). Es überrascht also nicht, dass die unterschiedlichsten Inhalte in diese Rubrik einsortiert werden, denn schließ-

lich gibt es kaum einen Bereich, der nicht dem so hergestellten Problemzusammenhang, wie Gramsci das nannte, zuzuordnen wäre.

Gleichzeitig ist es interessant zu beobachten, dass Gramsci diese Rubrik irgendwann aufgibt. Vermutlich hat er sich aufgrund des breiten Spektrums tatsächlich einem Eingrenzungsproblem gegenübergesehen und begonnen, das Material umzugruppieren. In den späteren, thematischen Heften braucht er sie dann gewissermaßen nicht mehr. In einer »Stoffgruppierung«, die er im April 1932 am Beginn von Heft 8 vornimmt, taucht »Vergangenheit und Gegenwart« zwar noch in Klammern auf, aber de facto ist die Rubrik, wie man dann sehen wird, woanders aufgegangen, nämlich unter der wesentlich bedeutsameren Überschrift »Enzyklopädische Begriffe und Kulturthemen« – zwei Elemente,

Die »Kulturthemen« haben bei Gramsci eminent politischen Charakter, das ist bekannt: Die Hegemonie ist deshalb eine »kulturelle«, weil die ›Kultur‹ im Sinne Gramscis selbstverständlich und vor allem ein Ort der Politik ist.

die erst hier zusammengeführt werden: »Dies kann der Obertitel der Rubrik sein«, argumentiert Gramsci, »in der alle bisher, zuweilen unter verschiedenen Titeln aufgezeichneten Stichworte und Motive zusammenzufassen sind. Stichworte für ein Wörterbuch der Politik und Kritik, enzyklopädische Begriffe im eigentlichen Sinn, Motive aus dem moralischen Leben, Kulturthemen, philosophische Lehrfabeln usw.« (5). Die »Kulturthemen« haben bei Gramsci eminent politischen Charakter, das ist bekannt: Die Hegemonie ist deshalb eine »kulturelle«, weil die ›Kultur‹ im Sinne Gramscis selbstverständlich und vor allem ein Ort der Politik ist. Eine der theoretischen Grundlagen der viel späteren Kulturwissenschaften und Cultural Studies, nämlich die ›Erweiterung des Kulturbegriffs‹, findet sich schon bei Gramsci theoretisiert: Der politische Charakter des Kulturbegriffs ergibt sich aus dessen weiter Fassung. Und für unsere Beschäftigung mit dem Begriff der Geschichte heißt das, dass die Frage von Vergangenheit und Gegenwart selbstverständlich auch Teil dessen ist, was wir mit Gramsci die »Politik des Kulturellen« nennen.

Philosophie der Praxis und Philologie der Geschichte

Sehen wir uns jetzt diese Rubrik, deren Inhalte also von den gemischten Heften in die »Kulturthemen« der späteren überführt werden, etwas näher an. Beginnen wir beim angesprochenen biographischen Verlauf, und warum nicht bei Gramscis eigenem: Element seines Weges war bekanntlich auch die an vielen Stellen thematisierte Loslösung von Sardinien, mithin seine eigene ›Entprovinzialisierung‹. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, was an einer Stelle des 15. Gefängnisheftes über Francesco Guicciardini zu lesen ist, Zeitgenosse und Freund Niccolò Machiavellis. Gramsci interessiert sich für dessen Werk *Ricordi politici e civili* (1530; dt. *Vom politischen und bürgerlichen Leben*), autobiographisch-literarischer Gründungstext des Genres der moralisch-politischen Aphorismen: »Es handelt sich um ›Erinnerungen‹ [ricordi], insofern sie nicht so sehr autobiographische Begebenheiten im engeren Sinn [...] als zivile und moralische [...] ›Erfahrungen‹ wiedergeben, die mit dem eigenen Leben und dessen Begebenheiten engstens verbunden sind und in ihrer universalen [...] Bedeutung betrachtet werden.« Eine solche Schreibform könne, schreibt Gramsci, »nützlicher sein als die Autobiographien im engeren Sinn, insbesondere, wenn sie sich auf Prozesse des Lebens bezieht, die gekennzeichnet sind durch den steten Versuch der Überwindung einer rückständigen Lebens- und Denkweise, wie sie einem Sarden zu Anfang des Jahrhunderts eigen war«. Die autobiographische Perspektive vermittelt allgemeine Einsichten und dieser Prozess tritt umso klarer hervor, »als er von einem ›dreifachen oder vierfachen Provinzler‹, der ein junger Sarde vom Anfang des Jahrhunderts gewiss war, erfahren wurde« (6).

Die Tragweite einer solchen beiläufigen Feststellung erschließt sich, wenn man sie zu der berühmten Stelle in Bezug setzt, an der Gramsci die Frage nach dem menschlichen Wesen aufwirft und konstatiert, dass der Mensch zu begreifen sei »als ein geschichtlicher Block von rein individuellen, subjektiven Elementen und von [...] objektiven oder materiellen Elementen, zu denen das Individuum eine tätige Beziehung unterhält« (7). Die Assoziation mit der sechsten These über Feuerbach von Karl Marx, wonach das menschliche Wesen als »das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« zu betrachten sei (8), ist nicht nur zulässig, sondern auch geboten, denn Gramsci spielt in diesem Paragraphen wörtlich auf sie an. Die marxschen Feuerbach-Thesen mit ihrem berühmten Schluss, dass die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert haben und es darauf ankömme, sie zu verändern, sind ja in mehrerer Hinsicht ein wichtiger Bezug für die gesamte Philosophie der Praxis.

Die angesprochene Erfahrung und ihre Rolle dafür, was bei Gramsci ›lebendige Philologie‹ heißt, sind ein wesentliches Element seiner Philosophie der Praxis. Und der Bezug auf das Geschichtsdenken ist hier explizit: An der hierfür zentralen Stelle schreibt Gramsci nämlich, dass die Erfahrung, auf der die Philosophie der Praxis gründet, »nicht schematisiert werden [kann]; sie ist die Geschichte selbst in ihrer unendlichen Varietät und Vielfalt, deren Studium Anlass zur Geburt der ›Philologie‹ geben kann, als Methode der Gelehrsamkeit zur Feststellung der Einzeltatsachen, und zur Geburt der Philosophie, verstanden als allgemeine Methodologie der Geschichte« (9). Gramscis eigenes akribisches Sammeln der Einzeltatsachen, sein Einordnen,

Kommentieren und Merken, das eben prägend ist für die äußere Form, den oft zitierten »fragmentarischen Charakter« der Gefängnishefte – diese Arbeitsweise also ist selbst eine Methode, der Geschichte habhaft zu werden: Die Philosophie der Praxis geht einher mit einer Philologie der Geschichte. Zum »Repertoire der Philosophie der Praxis« – so der Titel eines Paragraphen in Heft 16 – »müsste eine systematische Darstellung praktischer Forschungs- und Interpretationsregeln für Geschichte und Politik« gehören, also »eine Sammlung unmittelbarer Kriterien, kritischer Vorbehalte usw., eine Philologie der Geschichte und der Politik, wie sie von der Philosophie der Praxis aufgefasst werden« (10).

Spurensuche

Die oben zitierte Stelle über Guicciardini jedenfalls ist ein Schlüssel für das Verständnis der Rubrik »Vergangenheit und Gegenwart«: Seine *Erinnerungen* dienten Gramsci nämlich wörtlich als »Muster« dafür, wie die unter dieser Rubrik gesammelten Notizen der Gefängnishefte zusammenzustellen wären (11). Diese Tragweite verweist darauf, dass Gramscis Geschichtsauffassung zunächst nicht zu begreifen ist ohne Bezug auf die individuellen Dispositionen, auf die Tatsache also, wie geschichtliche Ereignisse Einzelbiographien

Schlussendlich geht es darum, in der tradierten Geschichte und ihrem überlieferten Material die eigenen Spuren wahrzunehmen und so auch die der Unterdrückten; dies führt uns zu dem in diesem Material von der Geschichtsbetrachtung Unterschlagenen, und damit zur unauflöslichen Verbindung zwischen Geschichte und Politik.

durchwirken. Und das führt uns zur zweiten Nuance der Rubrik. Sie findet sich schon bei ihrem allerersten Auftauchen in Heft 1 in dem Paragraphen klar umrissen, in welchem Gramsci der Gegenwart nicht nur die »Kritik«, sondern auch die »Überwindung« der Vergangenheit aufträgt. Es lohnt sich, ihn in voller Länge zu zitieren:

»*Vergangenheit und Gegenwart.* Dass die Gegenwart eine *Kritik* der Vergangenheit ist, darüber hinaus, dass sie [und weil sie] ihre ›Überwindung‹ ist. Aber ist die Vergangenheit darum wegzuwerfen? Wegzuwerfen ist das, was die Gegenwart ›ihrem inneren Wesen nach‹ kritisiert hat, sowie jener Teil von uns selbst, der dem entspricht. Was heißt das? Dass wir uns exakt dieser wirklichen Kritik bewusst sein und ihr einen nicht nur theoretischen, sondern *politischen* Ausdruck geben müssen. Das heißt, wir müssen stärker an der Gegenwart haften, die wir selbst mitgeschaffen haben, und uns dabei der Vergangenheit und ihrer Fortdauer bewusst sein (und nacherleben).« (12)

Gramscis Anliegen ist es also zu untersuchen, wie Geschichte Teil der Erfahrung der Einzelnen wird und wie diese sich darum bemühen, dies zum Fortschritt zu nutzen: Politische, praktische Kritik legt in bewusster Weise bestimmte überwundene Lasten der Vergangenheit ab. Als Folie bzw. als Linse dienen Gramsci unter anderem die eigenen Erfahrungen seiner Jahre in Turin, doch Material findet er an den unterschiedlichsten Orten (und auch dies ist ein Beispiel für die Philologie der *Gefängnishefte*!): vom englischen Regierungssystem und dessen bonapartistischen Zügen bis zu den Verschiebungen in der Philosophie Gentiles während des Faschismus; von der Behandlung der Reserveoffiziere bis hin zur ›Autoritätskrise‹ nach dem Ersten Weltkrieg, die in einem Paragraphen der Kategorie »Vergangenheit und Gegenwart« verhandelt wird, der auch eines der wohl am häufigsten herumgereichten hegemonietheoretischen Worte Gramscis enthält: »Wenn die herrschende Klasse den Konsens verloren hat, das heißt nicht mehr ›führend‹, sondern einzig ›herrschend‹ ist, Inhaberin der reinen Zwangsgewalt, bedeutet das gerade, dass die großen Massen sich von den traditionellen Ideologien entfernt haben [...]. Die Krise besteht gerade in der Tatsache, dass das Alte stirbt und das Neue nicht zur Welt kommen kann« (13).

Schlussendlich geht es darum, in der tradierten Geschichte und ihrem überlieferten Material die eigenen Spuren wahrzunehmen und so auch die der Unterdrückten; dies führt uns zu dem in diesem Material von der Geschichtsbetrachtung Unterschlagenen, und damit zur unauflöslichen Verbindung zwischen Geschichte und Politik.

Integrale Geschichte

Die Frage der Geschichtsschreibung ist bei Gramsci ein Schlüsselmoment seiner Auseinandersetzung mit Benedetto Croce, dem idealistischen Philosophen, der über alle Maßen prägend war für das italienische Geistesleben der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Gramsci unterstellt Croces Geschichtsschreibung die Annäherung der Begriffe Ethik und Politik: »die *Ethik* bezieht sich auf die Aktivität der Zivilgesellschaft, auf die Hegemonie; die *Politik* bezieht sich auf die Initiative und den Zwang regierungsmäßig-staatlicher Art«. Man müsse bei Croce »den wahren ›Staat‹, das heißt die leitende Kraft des geschichtlichen Impulses«, nicht »im Staat im juristischen Sinn« suchen, »sondern bei den ›privaten‹ Kräften und auch bei den sogenannten Revolutionären« (14). Und dies führt zu der ausführlichen Auseinandersetzung mit Croces ›ethisch-politischer Geschichte‹: »Lässt sich eine Geschichte Europas im 19. Jahrhundert schreiben«, fragt Gramsci, »ohne die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege organisch zu behandeln? Und lässt sich eine Geschichte Italiens in der modernen Zeit schreiben ohne die Kämpfe des Risorgimento?« Genau dies macht er Croce zum Vorwurf, der aus »tendenziösen Gründen« der Frage ausweicht, wie denn eine »Struktur

hervorgebracht und modifiziert wird«, und stattdessen »geruhsam [...] als Geschichte das Moment der kulturellen Ausdehnung« nimmt, also »das ethisch-politische Moment« (15).

Bei der Untersuchung gesellschaftlicher Entwicklungen müsse aber vielmehr stets zwischen dem Dauerhaften und dem Gelegentlichen unterschieden werden: »Das Gelegenheitsbedingte gibt Anlass für die politische Kritik, das Permanente gibt Anlass für die historisch-gesellschaftliche Kritik«; erstere nimmt politische Gruppen und Persönlichkeiten ins Visier, zweitere die »großen gesellschaftlichen Gruppierungen« (16). In Bezug auf das Dauerhafte wirft Gramsci nun die Frage auf, ob die Philosophie der Praxis eine ethisch-politische Geschichte denn vollends auszuschließen habe; es ist dies im Grunde eine rhetorische Frage, zumal sie dahingehend spezifiziert wird, ob für die Philosophie der Praxis Phänomene des Überbaus nichts als »Erscheinungen« der Basis sind.

Gramsci stellt damit die zentrale Rolle des Ökonomischen für die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht in Abrede, aber die Basis-Überbau-Metapher wird in dem Sinne überwunden, als er ausschließt, »dass die unmittelbaren Wirtschaftskrisen von sich aus fundamentale Ereignisse hervorbringen; sie können nur einen günstigeren Boden für die Verbreitung bestimmter Weisen bereiten, die für die ganze weitere Entwicklung des staatlichen Lebens entscheidenden Fragen zu denken, zu stellen und zu lösen«

Diese Frage eine rhetorische zu nennen spielt an auf die bekannte Schlüsselstelle des Vorworts von *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*, an der Marx die von den Menschen eingegangenen Produktionsverhältnisse als »ökonomische Struktur der Gesellschaft« beschreibt, als »reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen«. Jede »Veränderung der ökonomischen Grundlage« führt auch zu einer Umwälzung des Überbaus, und es gelte zu unterscheiden zwischen der materiellen Umwälzung der Produktionsbedingungen und den »ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewusst werden und ihn ausfechten«. Denn das Bewusstsein wird vom Sein, von den »Widersprüchen des materiellen Lebens« bestimmt (17). Das Verhältnis von Basis und Überbau ist für Gramsci nichts weniger als »das Schlüsselproblem des historischen Materialismus« (18), und der zitierte Passus gilt als emblematischer Ausdruck eines ökonomischen Determinismus, gegen den er immer wieder anschreibt, indem er eintritt für eine politische Theorie, die »von jedem Rest von Mechanizismus und Fatalismus gereinigt« ist (19) und von Kräfteverhältnissen ausgeht, die in ein komplexes, nicht ausschließlich auf eine ökonomische Basis rückführbares System eingebunden sind. Gramsci stellt damit die zentrale Rolle des Ökonomischen für die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht in Abrede, aber die Basis-Überbau-Metapher wird in dem Sinne überwunden, als er ausschließt, »dass die unmittelbaren Wirtschaftskrisen von sich aus fundamentale Ereignisse hervorbringen; sie können nur einen günstigeren Boden für die Verbreitung bestimmter Weisen bereiten, die für die ganze weitere Entwicklung des staatlichen Lebens entscheidenden Fragen zu denken, zu stellen und zu lösen« (20).

Wenn das oben angesprochene Dauerhafte nun mit den Phänomenen des Überbaus in Verbindung zu bringen ist, was bedeutet nun all dies für die Frage nach dem Umgang der Philosophie der Praxis mit der ethisch-politischen Geschichte? Selbstverständlich tritt Gramsci ein für eine »›Aufwertung‹ des kulturellen Faktums, der kulturellen Tätigkeit, einer kulturellen Front als notwendig neben den bloß ökonomischen und bloß politischen« (21). Die Philosophie der Praxis lehnt eine idealistische Reduktion der Geschichte auf ihr ethisch-politisches Moment ab, schließt dieses aber keineswegs aus, während umgekehrt Croce »vom Moment des Kampfes ab[sieht]« (22). Seine ethisch-politische Geschichte richtet sich für Gramsci also unmittelbar gegen den Historischen Materialismus und er hält ihr eine Geschichtsauffassung entgegen, die Croces Verdienste um die Aufmerksamkeit für die »Tatsachen der Kultur und des Denkens als Elemente politischer Herrschaft« durchaus würdigt – aber eben nur als ein Element dessen, was für Gramsci »integrale Geschichte« heißt (23). Die angesprochene Einsicht in die Einheit von Theorie und Praxis, von Philosophie und Politik hat klarerweise Auswirkungen auf das Geschichtsverständnis der Philosophie der Praxis: Geschichte und Politik fallen in eins.

Damit noch einmal zurück zu Basis und Überbau: »Das Ensemble der materiellen Produktivkräfte ist das *am wenigsten variable* Element in der historischen Entwicklung«, und deshalb kann man es sozusagen »mit mathematischer Genauigkeit« messen. Auf diese Weise lässt sich »mit einer gewissen Präzision feststellen, wenn ihre Entwicklung von einer quantitativen zu einer qualitativen wird«, und das ist eben der Moment, in welchem Geschichte und Vergangenheit zu Politik und Gegenwart werden (24). Von einer solchen »quantitativen« Messbarkeit des Unterschieds zwischen Vergangenheit und Gegenwart spricht Gramsci auch in dem Zusammenhang mit seiner Frage nach dem menschlichen Wesen, die ich eingangs angesprochen

habe: denn wenn »der Mensch auch das Ensemble seiner Lebensbedingungen ist«, dann lässt sich auch das Ausmaß messen, in dem er »den Zufall beherrscht. Die Möglichkeit ist nicht die Wirklichkeit, doch auch sie ist eine Wirklichkeit: dass der Mensch eine Sache tun oder lassen kann, hat seine Bedeutung, um zu bewerten, was wirklich getan wird. Möglichkeit bedeutet ›Freiheit‹.« (25)

Das angesprochene Ensemble der materiellen Produktivkräfte ist also »die kristallisierte gesamte vergangene Geschichte« und damit »die Basis der gegenwärtigen und zukünftigen Geschichte« (26). Aber es ist absolut nicht ›statisch‹ zu verstehen, wenn Gramsci betont, dass die Gegenwart »die gesamte Vergangenheit« enthält, die sich vollends in ihr »verwirklicht« (27): Zwar ist jede historische Phase »Dokument« der vorhergehenden Phasen, aber ein solches Dokument ist gleichzeitig »ein Dokument und [!!] eine aktive gegenwärtige Kraft« (28).

An den Rändern der Geschichte

Was nun die ›Dokumente‹ im engeren Sinne betrifft, das Material der Geschichtsschreibung, so ist freilich auch Gramsci bewusst, dass wir es meist mit einer Geschichte der Sieger zu tun haben, der »jeweils Herrschenden als Erben aller, die je gesiegt haben«, wie Walter Benjamin es in den geschichtsphilosophischen Thesen formuliert (29). Eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichtsschreibung ist also untrennbar verbunden mit jeder Perspektive von Emanzipation und Befreiung. Denn ein Charakteristikum der subalternen gesellschaftlichen Gruppen besteht nicht nur darin, dass ihre Geschichte »notwendigerweise bruchstückhaft und episodisch« ist (30), sondern auch, dass sie als von den Herrschenden unterschlagene oft erst freigelegt werden muss.

Gramscis Begriff der ›Subalternen‹ gehört heute weltweit zu seinen einflussreichsten Konzepten, was sich nicht zuletzt seiner Adaptierung durch die postkolonialen Subaltern Studies verdankt. In unserem Zusammenhang von wesentlichem Interesse ist, dass allen voran der Gründer der *Subaltern Studies Group*, Ranajit Guha, ein Historiker ist, und dass das Projekt in den 1980er Jahren zunächst vor allem eines der Geschichtsschreibung war: Es galt, die Geschichte der rebellischen Massen der untersten Gesellschaftsschichten ans Tageslicht zu holen, deren Rolle als politischer und sozialer Akteur in Indien und im südasiatischen Raum unterschlagen wurde, selbst von den marxistischen ›Eliten‹. Von Gramsci wurde hier nicht nur die Begrifflichkeit übernommen, sondern es steht auch sein thematisches 25. Gefängnisheft, das den »subalternen gesellschaftlichen Gruppen« gewidmet ist, ganz im Zeichen von Geschichte und Geschichtsschreibung.

»An den Rändern der Geschichte«, so der Titel des schmalen Hefts, befindet sich etwa Davide Lazzaretti, ein bei uns weitgehend unbekannter Anführer einer ›subalternen‹ sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts, deren Geschichte, v. a. aber deren politischer Charakter unterschlagen wurde. Doch Gramscis Spurensuche nach direkten und indirekten Quellen geht zurück bis zu den Sklaven im antiken Rom und ins Mittelalter, und nicht zuletzt seine sehr viele Seiten der *Gefängnishefte* füllende Auseinandersetzung mit dem Risorgimento, also

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichtsschreibung ist also untrennbar verbunden mit jeder Perspektive von Emanzipation und Befreiung. Denn ein Charakteristikum der subalternen gesellschaftlichen Gruppen besteht nicht nur darin, dass ihre Geschichte »notwendigerweise bruchstückhaft und episodisch« ist, sondern auch, dass sie als von den Herrschenden unterschlagene oft erst freigelegt werden muss.

der Vorgeschichte der nationalen Einigung Italiens, die er als ›passive Revolution‹ interpretierte, durch die die herrschenden Verhältnisse unberührt bleiben, hat eine Verbindung zur Subalternen-Theorie: Die Geschichte sei aus der Sicht der Herrschenden geschrieben, die Erhebungen der Unteren werden ignoriert, ihre Geschichte muss erst geschrieben werden.

Die subalternen Gruppen erleiden nämlich »immer die Initiative der herrschenden Gruppen, auch wenn sie rebellieren und sich auflehnen [...]. In Wirklichkeit sind die subalternen Gruppen, auch wenn sie zu triumphieren scheinen, nur in Alarmbereitschaft« (31). Und hier nun kehrt die ›integrale Geschichte‹ wieder, die bereits im Zusammenhang der Auseinandersetzung mit Croce angesprochen wurde: »Die geschichtliche Einheit der führenden Klassen vollzieht sich im Staat, und ihre Geschichte ist im wesentlichen die Geschichte der Staaten und der Staatengruppen«; doch diese Einheit »ist in ihrer Konkretheit das Ergebnis der organischen Beziehungen zwischen Staat oder politischer Gesellschaft und ›Zivilgesellschaft‹«. Die subalternen Klassen hingegen sind »per definitionem keine vereinheitlichten und können sich nicht vereinheitlichen, solange sie nicht ›Staat‹ werden können: ihre Geschichte ist deshalb verwoben in die der Zivilgesellschaft, ist eine ›zersetzte‹ und diskontinuierliche Funktion der Geschichte der Zivilgesellschaft« (32): Aus der Geschichte der Staaten muss sie erst herausgeschält werden. Die Herausbildung der subalternen gesellschaftlichen Gruppen, ihren Status, ihre sich verändernden Formationen gilt es zu untersuchen: »Jede Spur autonomer Initiative seitens der subalternen Gruppen sollte deshalb für den

integralen Historiker von unschätzbarem Wert sein«, was allerdings »eine sehr große Anhäufung von Materialien verlangt, die häufig schwer zusammenzutragen sind« (33).

Gramscis Subalternen-Projekt hat also neben der auf Hegemoniefähigkeit abzielenden Frage der politischen Strategie zum einen die Geschichte der subalternen Klassen im Blick und andererseits ausdrücklich die Methodologie der subalternen Geschichtsschreibung. Die Wiedergewinnung des Standpunkts der Subalternen ist eine politische Operation, und die historiographische Reflexion erhält einen vollständig politisch-strategischen Wert: Sie begleitet politisch den Eintritt der Subalternen, der Besiegten von gestern, »in die Geschichte«.

Dies zeigt wohl am klarsten die Verbindung von Geschichte, Historiographie und gegenwärtigem Handeln, das auf Ermächtigung abzielt. Denn »wenn Geschichte schreiben heißt, gegenwärtige Geschichte zu machen, so ist ein großes Geschichtsbuch dasjenige, das in der Gegenwart den in Entwicklung befindlichen Kräften hilft, selbstbewusster und folglich auf konkretere Weise aktiv und tätig zu werden« (34). *Vergangenheit und Gegenwart* steht also ausdrücklich und zunächst im Zeichen der Anforderung politischen Handelns im Hier und Jetzt.

Verwendete Literatur

(1) Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte«, herausgegeben von W.F. Haug, K. Bochmann & P. Jehle, Argument Verlag, 2019, Heft 19 §5 S. 1923
(2) ebd. Heft 28 §6 S. 2229
(3) ebd. Heft 14 § 78 S. 1707
(4) ebd. Heft 1 §156 S. 192
(5) ebd. Heft 8 §125 S. 1012
(6) ebd. Heft 15 §19 S. 1735f.
(7) ebd. Heft 10.II §48 S. 1341
(8) Marx, Karl: »Thesen über Feuerbach« (1845), Marx-Engels-Werke, Band. 3, S. 6
(9) Gramsci (siehe oben) Heft 11 §25 S. 1423
(10) ebd. Heft 16 §3, S. 1797f.
(11) ebd. Heft 14 §78 S. 1707
(12) ebd. Heft 1 §156 S. 192f.
(13) ebd. Heft 3 §34 S. 354
(14) ebd. Heft 10.II §42.III, S. 1310
(15) ebd. Heft 10.I, S. 1226f.
(16) ebd. Heft 4 §38, S. 493
(17) Marx, Karl & Engels, Friedrich: Werke, Artikel, Entwürfe Januar bis Dezember 1854, Marx-Engels-Werke, Band 13, S. 8f.
(18) Gramsci (siehe oben) Heft 4 § 38 S. 493
(19) ebd. Heft 15 § 17 S. 1734
(20) ebd. Heft 13 § 17 S. 1563
(21) ebd. Heft 10.I §7 S. 1239
(22) ebd. Heft 10.I S. 1226f.
(23) ebd., S. 1228
(24) ebd. Heft 4 §25 S. 482
(25) ebd. Heft 10.II §48 S. 1341
(26) ebd. Heft 4 §25 S. 482
(27) ebd. Heft 7 §24 S. 880
(28) ebd. Heft 4 § 25 S. 482
(29) Benjamin, Walter: »Über den Begriff der Geschichte«, S. 696 in: Gesammelte Schriften, Bd. I.2, Suhrkamp, Frankfurt/M 1974, S. 691-704
(30) Gramsci (siehe oben) Heft 25 §2 S. 2191
(31) ebd. Heft 25 §2 S. 2191
(32) ebd. §5, S. 2194f.
(33) ebd. §2 S. 2191
(34) ebd. Heft 19 §5 S. 1923

Empfehlungen zum Weiterlesen:

Fiori, Giuseppe: »Das Leben des Antonio Gramsci. Eine Biographie«, Neue Aufl., Rotbuch, 2013

(Pohn-)Lauggas, Ingo: »Neoliberale Hegemonie? Zur Aktualität von Gramscis ›alternativem Marxismus‹«, in: Fleissner, Peter u. Natascha Wanek (Hg.): Bruchstücke. Kritische Ansätze zu Politik und Ökonomie im globalisierten Kapitalismus, Trafo, 2009, S. 275-286

Wolf, Frieder Otto: »Geschichtsphilosophie«, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus (HKWM), Bd. 5, Argument, 2001, S. 460-470

Soeben ist ein neues Buch erschienen, in dem Gramscis Frühschriften zu diesen Themen (in neuer Übersetzung) gemeinsam mit einer Auswahl aus den Gefängnisheften neu zugänglich gemacht und kommentiert werden: Antonio Gramsci: Südfrage und Subalterne, hg. v. Ingo Pohn-Lauggas u. Alexandra Assinger, Argument/InkriT., 2023

Zur Vertiefung und für Sekundärliteratur verweise ich auf meinen Aufsatz im International Gramsci Journal, von dem ich hier auch einzelne Teile aufgegriffen habe: »Primat der Politik über die Geschichte: Vergangenheit und Gegenwart bei Gramsci und Benjamin«, in: Pohn-Lauggas, Ingo, u. Birgit Wagner (Hg.), Gramsci und Benjamin – Passagen, International Gramsci Journal, 3 (4), 2020, S. 103-121

Stefan Pimmer
Gramsci peripher/postkolonial

Ausgehend vom Italien der späten 1940er Jahre hat Gramscis Denken eine weltweite Rezeption erfahren. Diese Verbreitung konzentriert sich nicht nur auf den englischen Sprachraum, wie des Öfteren suggeriert wird. Auch in den Ländern des »globalen Südens« sind die Schriften des sardischen Marxisten seit Langem Gegenstand theoretischer und politischer Auseinandersetzungen. Bis heute ist etwa wenig bekannt, dass die erste fremdsprachige Ausgabe der Gefängnisbriefe bereits 1949 in Argentinien publiziert wurde, zwei Jahre nach dem Erscheinen der italienischen Originalausgabe. Auch die erste Übersetzung der Gefängnishefte erschien ab 1958 in Argentinien und verbreitete sich von dort in die umliegenden Länder; mehr als eine Dekade, bevor die *Selections From the Prison Notebooks* Gramsci im englischsprachigen Raum bekannt machen sollten. Neben dieser frühen und teils umfassenden Aneignung Gramscis in Lateinamerika finden sich zudem im asiatischen und afrikanischen Raum Rezeptionsstränge, die spätestens seit den 1970er Jahren zur Verbreitung seiner Ideen beitrugen und sich unabhängig oder in kritischer Auseinandersetzung mit seinen Lesarten in Italien und Europa entwickelten. (1)

Auf den ersten Blick mag dieser Befund einer globalen Rezeption verwundern. Gramsci selbst betonte nämlich immer wieder den engen Bezug seiner Überlegungen zum historischen »Material«. Dementsprechend begriff er den Marxismus als »absoluten Historizismus« oder als »Philosophie der Praxis«, um sich von einer metaphysischen Marxismusauffassung zu distanzieren und auf das beständige Wechselverhältnis von Philosophie, Geschichte und Politik zu verweisen. Diese in den Gefängnisheften skizzierte Perspektive schlug sich auch in seinen gesellschaftspolitischen Betrachtungen nieder, die Gramsci in Anlehnung an seine eigenen Erfahrungen oder unter häufigem Verweis auf die Entstehung und die Eigenheiten des italienischen Nationalstaats entwickelte. Konzepte wie Alltagsverstand, Zivilgesellschaft, Hegemonie oder passive Revolution wurden von ihm in der Regel ange-

Auf den ersten Blick mag dieser Befund einer globalen Rezeption verwundern. Gramsci selbst betonte nämlich immer wieder den engen Bezug seiner Überlegungen zum historischen »Material«.

sichts der italienischen und europäischen Ereignisse des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erarbeitet: eine Tatsache, die nicht nur auf die historische Dimension dieser Begriffe verweist, sondern auch impliziert, dass sich deren Aussagekraft nicht ohne Weiteres auf andere Kontexte übertragen lässt.

Die historische Bedingtheit seiner theoretischen Ausführungen wurde von Gramsci im Übrigen selbst thematisiert. In diesem Sinn verwies er beispielsweise auf die unterschiedlichen Verhältnisse in »Ost« und »West«, die er an der jeweiligen Entwicklung des Staates und der zivilgesellschaftlichen Strukturen festmachte: Während der Staat im Osten eine dominierende Rolle spiele und die Zivilgesellschaft »in ihren Anfängen« sei, herrsche in den westlichen Ländern eine stärkere Ausprägung der Zivilgesellschaft und damit verbunden ein ausgeglicheneres Verhältnis zu den staatlichen

Apparaten vor (2). Auf dieser Grundlage kam Gramsci zum Schluss, dass sich die Entstehung hegemonialer Herrschaftsverhältnisse auf die entwickelten Länder des Westens beschränke: »Die Frage [der Hegemonie, St.P.] stellt sich für die modernen Staaten, nicht für die zurückgebliebenen Länder und für die Kolonien, wo noch die Formen vorherrschen, die andernorts überwunden und anachronistisch geworden sind.« (3).

In Anlehnung an diese pointierten Formulierungen entstand in den 1970er Jahren eine Lesart von Gramsci, die die Gültigkeit seines Denkens auf die Formen bürgerlicher Herrschaft in den kapitalistischen Metropolen begrenzte. Dies betraf zum einen marxistische Debatten, in denen Gramsci in Abgrenzung zu den staatssozialistischen Regimen der Sowjetunion als Analytiker der modernen, von repräsentativen Systemen geprägten Industriegesellschaften verhandelt wurde. Aber auch Stimmen aus dem »globalen Süden« unterstrichen immer wieder Gramscis Fokus auf die Probleme parlamentarischer Demokratien oder einer vom Kapitalverhältnis durchdrungenen Gesellschaftsformation: zumeist, um die Grenzen und Unschärfen seines Denkens für die Länder der Peripherie zu behaupten. Ein zentraler Ort dieser Einwände – und damit verbunden der Beschränkung Gramscis auf den europäischen Kontext – waren und sind die *Postcolonial Studies*. Zwar ist deren Entstehung selbst nicht unwesentlich von den Anregungen des sardischen Marxisten beeinflusst, wie die gramscianischen Referenzen bei Edward Said oder Ranajit Guha und den *Subaltern Studies* zeigen. Jedoch gibt es auch Stimmen, die die Aussagekraft von Gramscis Überlegungen in postkolonialen Gesellschaften stark einschränken oder gar in Abrede stellen.

Die Argumentation, die bei dieser Kritik ins Treffen geführt wird, verweist gewöhnlich auf die zuvor skizzierte Unterscheidung zwischen »Ost« und »West«, um Gramsci einer »westlichen« Epistemologie oder einem »westlichen« Standpunkt zuzuordnen. Sein Begriff der Subalternität sei beispielsweise ein Tarnwort für die weiß kodierte Arbeiterklasse der Metropolen. Dementsprechend habe Gramsci sein Verständnis von Hegemonie in Anbetracht der fordistischen Fabrik entwickelt und beschreibe in erster Linie die parlamentarisch und korporatistisch vermittelten Konflikte zwischen Arbeit und Kapital, und nicht etwa die Eigenheiten (post)kolonialer Zusammenhänge, in denen die Beherrschten in der Regel nicht konsensuell, sondern vorwiegend mit Gewalt in die Herrschaftsverhältnisse eingebunden seien. (4) Der postkolonialen Kritik zufolge zeigt sich der »westliche« Charakter von Gramsci somit in seinem analytischen und strategischen Fokus auf das weiße – und männliche – Industrieproletariat und die damit verbundenen Unterdrückungs- und Ausbeutungsformen, die sich mehr oder weniger direkt auf das Kapitalverhältnis beziehen; eine Perspektive, die nicht in der Lage sei, den Problemen rassialisierter Subjekte Rechnung zu tragen.

Diese postkolonialen Einwände gegen eine Anwendung von in Europa formulierten Konzepten auf den »globalen Süden« weisen auf ein oft vernachlässigtes Problem hin, wenn sie den historischen Kontext von Wissensproduktion betonen und dem proklamierten Universalismus »westlichen« Denkens eine Absage erteilen. Im Fall Gramscis erfordern diese Kritiken jedoch eine Präzisierung: Nicht so sehr, weil sie auf die analytischen Grenzen seines Denkens außerhalb Europas hinweisen, sondern weil sie nicht selten einem verkürzten Bild des Westens aufsitzen, das diesen als Synonym liberaler Demokratien und eines industrialisierten Kapitalismus begreift; nur, um dieses vereinfachte Bild sodann als zentralen Bezugspunkt der gramscianischen Überlegungen zu unterstellen. Ohne die Einwände gegen eine Übertragung des gramscianischen Denkens auf postkoloniale Gesellschaften außerhalb Europas gänzlich in Abrede zu stellen, soll deshalb das Bild eines »westlichen« Gramscis etwas nuanciert werden. Meine These ist, dass Gramscis Denken auf einer peripheren oder sogar postkolonialen Kondition beruht, die in seiner sardischen Herkunft wurzelt und die seine politische Praxis und seine theoretischen Ausführungen auf die Probleme von Zentrums-Peripherie-Beziehungen in- und außerhalb Italiens sensibilisiert. Im Folgenden soll dies anhand einiger Schlaglichter veranschaulicht werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den ungleichen Beziehungen zwischen dem italienischen Norden und Süden, die in Gramscis revolutionären Bestrebungen eine zentrale Rolle spielen und auch in sein Verständnis von Hegemonie einfließen, das er ab 1924 entwickelte und in den Gefängnisheften ausarbeitete.

Meine These ist, dass Gramscis Denken auf einer peripheren oder sogar postkolonialen Kondition beruht, die in seiner sardischen Herkunft wurzelt und die seine politische Praxis und seine theoretischen Ausführungen auf die Probleme von Zentrums-Peripherie-Beziehungen in- und außerhalb Italiens sensibilisiert.

1891 auf Sardinien geboren, stammt Gramsci aus einer in mehrfacher Hinsicht marginalisierten Region, die als Anhang Piemonts vor nicht allzu langer Zeit in den italienischen Nationalstaat integriert worden war. Die Formierung eines einheitlichen Staatsgebildes implizierte in Italien nicht den Zusammenschluss gleichgestellter Regionen, sondern führte zu einer Vertiefung der bereits bestehenden Unterordnung Sardiniens und des gesamten Südens unter die reicheren Provinzen des Nordens. Wie aktuelle Forschungen nahelegen, wies dieser Prozess sogar Aspekte einer kolonialen Unterwerfung auf, etwa bei der Niederschlagung des *grande brigantaggio*. Dabei handelte es sich um eine Reihe von

Aufständen im Süden, die sich zwischen 1861 und 1865 gegen die Auswirkungen der soeben vollzogenen Einigung des Landes richteten und unter Verweis auf eine zivilisatorische Mission von den Truppen des Nordens bekämpft wurden. (5) Infolge dieser kolonialen Schlagseite der Nationalstaatsformierung bildete das vereinigte Italien ein in der Tat postkoloniales Konstrukt, in dem die Regionen des Südens – des Mezzogiorno – eine wirtschaftlich und politisch untergeordnete Position einnahmen und mit Armut, Massenarbeitslosigkeit und Emigration zu kämpfen hatten. Die Unterentwicklung des Mezzogiorno wurde aber nicht mit der ökonomischen Benachteiligung oder der politischen Marginalisierung in Verbindung gebracht, sondern

Der erste Moment von Gramscis Politisierung richtete sich gegen die Bevormundung Sardiniens durch das Festland und hatte die Unabhängigkeit der Insel zum Ziel.

zumindest im italienischen Norden auf die kulturelle Rückständigkeit der südlichen Bevölkerung zurückgeführt: eine Argumentation, die im »meridionalistischen Diskurs« ihren Ausdruck fand und ab den 1880er Jahren auch explizit rassentheoretische Erklärungsmuster beinhaltete.

Die nachteilige Eingliederung des Südens in das vereinigte Italien verlief also nicht ohne Widerstand. Neben den bereits erwähnten Aufständen des *grande brigantaggio* manifestierte sich dieser zudem in Autonomie- oder Unabhängigkeitsbestrebungen. So auch auf Sardinien, wo gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein starker sardischer Nationalismus vorherrschte, der vom jungen Gramsci emphatisch geteilt wurde. Der erste Moment von Gramscis Politisierung richtete sich also gegen die Bevormundung Sardiniens durch das Festland und hatte die Unabhängigkeit der Insel zum Ziel; ein Vorhaben, das Gramsci mit vielen Inselbewohner:innen teilte und das ihn bis zum Beginn seines Studiums in Turin prägen sollte. Entgegen mancher Einschätzungen war auch die Ankunft Gramscis in Turin im Jahr 1911 nicht mit einer Distanzierung von seiner sardischen Herkunft verbunden. Zwar erweiterte er in der piemontesischen Hauptstadt seinen politischen Horizont und schloss sich 1913 der Sozialistischen Partei an. Die Hinwendung zum Sozialismus bedeutete aber nicht die Abkehr von den Problemen Sardiniens und des südlichen Italiens. Vielmehr beruhte sie auf der Annahme, dass eine gleichberechtigte Eingliederung des Mezzogiorno in den Nationalstaat nicht allein durch regionale Autonomiebestrebungen, sondern nur durch die sozialistische Bewegung bewerkstelligt werden könne.

Mit seinem Eintritt in die Sozialistische Partei distanzierte sich Gramsci zweifellos von der Idee einer sardischen Unabhängigkeit. Ein Blick auf seine Turiner Jahre zeigt jedoch, dass die Anliegen der Insel und des Mezzogiorno einer der zentralen Bezugspunkte seiner politischen und journalistischen Aktivitäten bildeten; nicht nur bedingt durch seine sardische Herkunft, sondern weil er die Unterdrückung und Ausbeutung des Südens als nationales Problem begriff, das einer Konsolidierung der bürgerlichen Herrschaft entgegenstand und somit ein bedeutender Ansatzpunkt für eine revolutionäre Bewegung war. Gramsci versuchte in der Folge, die Probleme des Südens den Arbeiter:innen des Nordens zu verdeutlichen. So polemisierte er immer wieder gegen den meridionalistischen Diskurs, der die Unterentwicklung der südlichen Regionen auf die kulturelle oder biologische Minderwertigkeit seiner Bewohner:innen zurückführte; mit dem Ziel, den rassistischen Vorurteilen im nördlichen Industrieproletariat entgegenzuwirken und einer solidarischen Annäherung an die arbeitende Bevölkerung des Südens den Weg zu bereiten. Und auch sein vehementer Einsatz für den Freihandel muss nicht zuletzt unter diesen Vorzeichen gelesen werden. Denn der Ende der 1880er Jahre eingeführte Protektionismus war einer der zentralen Ursachen für die Abhängigkeit der südlichen Regionen vom industrialisierten Norden und für die darauf folgenden wirtschaftlichen und sozialen Krisen. (6)

In seinen sozialistischen Aktivitäten in Turin beschäftigte sich Gramsci also intensiv mit den unterschiedlichen Facetten der Unterdrückung und Ausbeutung Sardiniens und des Mezzogiorno, sowohl in Bezug auf ihre historischen Ursachen im Prozess der Nationalstaatswerdung als auch hinsichtlich ihrer ideologischen Legitimierung durch den meridionalistischen Diskurs und ihrer Implikationen für eine revolutionäre Bewegung. Dies manifestierte sich im Übrigen auch in seiner Auffassung des Sozialismus, der für Gramsci keine bloße Ideologie der nördlichen Arbeiter:innen war, sondern auf den nationalen Besonderheiten aufbauen

Gramscis Engagement im *biennio rosso* beschränkte sich nicht auf den Aufbau einer Fabrikrätebewegung im industrialisierten Norden, sondern versuchte auch, die gemeinsamen Interessen mit den Bäuer:innen des Südens aufzuzeigen, die ebenso unter der Ausbeutung durch in- und ausländisches Kapital litten.

musste. Und dies wiederum erforderte in Italien einen spezifischen Fokus auf die Bäuer:innen und Landarbeiter:innen des Südens und den Aufbau von Allianzen mit dem Industrieproletariat des Nordens; eine Forderung, die Gramsci in Anlehnung an die Russische Revolution

formulierte und im Zuge der Aufstands- und Streikbewegungen von 1919 und 1920 – dem *biennio rosso* – als strategisches Ziel der Sozialistischen Partei zu etablieren versuchte.

Gramscis Engagement im *biennio rosso* beschränkte sich demnach nicht auf den Aufbau einer Fabrikrätebewegung im industrialisierten Norden, sondern versuchte auch, die gemeinsamen Interessen mit den Bäuer:innen des Südens aufzuzeigen, die ebenso unter der Ausbeutung durch in- und ausländisches Kapital litten. Dass seine sozialistischen Vorstellungen über den Fokus auf die Arbeiter:innen des Nordens hinausgingen, zeigt beispielhaft eine Kampagne unter den sardischen Soldaten der Sassari-Brigade, die 1919 zur Aufstandsbekämpfung nach Turin entsandt worden waren. Denn Gramscis Propagandaaktionen beließen es nicht dabei, die Bourgeoisie als gemeinsamen Klassenfeind der sardischen Bauern und Hirten zu identifizieren, sondern betonten zudem, dass die kommunalen Traditionen auf der Insel eigentlich den sozialistischen Ideen einer Räteregierung oder einer Arbeiter:innenselbstverwaltung nicht unähnlich waren. (7) Seine eigene,

Bei seinem Aufstieg an die Parteispitze versuchte Gramsci, die Lehren aus der Niederlage der Arbeiter:innenbewegung zu ziehen und die KPI auf eine Linie einzuschwören, die nicht nur auf dem Industrieproletariat basierte, sondern möglichst umfassende gesellschaftliche Interessen mit einbeziehen sollte.

vom reformistischen Flügel dominierte Partei unterstützte während des *biennio rosso* jedoch weder die Fabrikräte im Norden noch die Landbesetzungen in Mittel- und Süditalien und maß den Problemen des Mezzogiorno weiterhin keine strategische Bedeutung bei; eine Tatsache, die Gramsci schließlich dazu bewog, den Zusammenschluss der linkssozialistischen Kräfte in einer kommunistischen Partei zu befürworten.

In der 1921 in Livorno gegründeten KPI war Gramsci zunächst marginalisiert und ordnete sich der Linie Amadeo Bordigas unter, der als Vorsitzender die Partei in ihren ersten beiden Jahren maßgeblich prägte. Erst 1923 begann Gramsci, sich gegen die Linie Bordigas zu wenden und auf einen Wechsel an der Parteispitze hinzuarbeiten. Dabei knüpfte er an zentrale Forderungen an, die er bereits während des *biennio rosso* formuliert hatte, so etwa den Aufbau einer Allianz mit den Bäuer:innen des Südens. Dieses Ziel musste seines Erachtens jedoch an die neue Situation angepasst werden, die durch die Niederlage der Arbeiter:innenbewegung in Italien und Europa entstanden war. Wie Gramsci betonte, erforderten die komplexeren Überbauten der zentral- und westeuropäischen Länder nämlich eine politisch-strategische Neuausrichtung, die sich nicht am Überfall der Bolschewiki auf den Winterpalast orientierte, sondern eine umfassendere Vorgehensweise einschlagen sollte, die den Aufbau einer Massenpartei und die Etablierung breiter gesellschaftlicher Bündnisse implizierte; ein Gedanke, den Gramsci schon bald im Begriff der Hegemonie ausarbeitete und ab 1924 als neuer Vorsitzender der KPI umzusetzen trachtete.

Bei seinem Aufstieg an die Parteispitze versuchte Gramsci also, die Lehren aus der Niederlage der Arbeiter:innenbewegung zu ziehen und die KPI auf eine Linie einzuschwören, die nicht nur auf dem Industrieproletariat basierte, sondern möglichst umfassende gesellschaftliche Interessen mit einbeziehen sollte. Im italienischen Kontext musste diese Perspektive seiner Ansicht nach die Frage des Südens in den Mittelpunkt stellen. Dementsprechend legte Gramsci in seinen Aktivitäten als Generalsekretär der KPI einen zentralen Fokus auf den Wiederaufbau der Agrarsektion, mit deren Hilfe er eine intensive Propaganda- und Organisationsarbeit im Mezzogiorno lancierte. Neben dem Bestreben, die bäuerliche Bevölkerung des Südens der ideologischen Beeinflussung durch das Kleinbürgertum und den Großgrundbesitz zu entziehen und Prozesse der Selbstorganisierung anzustoßen, war er bemüht, Bündnisse mit antifaschistischen Organisationen und Parteien in die Wege zu leiten, so etwa mit der Sardischen Aktionspartei unter der Führung von Emilio Lussu oder der linkskatholischen Gewerkschaftsbewegung um Guido Miglioli. (8) Diesen Bemühungen war zwar letztlich wenig Erfolg beschieden, unter anderem, weil eine erneute Zunahme der faschistischen Repression ab 1925 die politische Arbeit unter den Massen zunehmend verunmöglichte. Nichtsdestotrotz brachten sie die Kommunistische Partei in engeren Kontakt mit den Arbeits- und Lebensverhältnissen des italienischen Südens. Und diese Einblicke bildeten schließlich einen wichtigen Bezugspunkt, mithilfe dessen Gramsci in den letzten beiden Jahren vor seiner Inhaftierung Ende 1926 die von ihm vorangetriebene Ausrichtung der KPI programmatisch untermauerte und sie hegemonietheoretisch ausformulierte.

Die Überlegungen, die Gramsci in seinem gemeinsam mit Togliatti verfassten Entwurf eines neuen Parteiprogramms – den Thesen von Lyon – und später in seinem Aufsatz über »Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens« zur sozioökonomischen Struktur Italiens, ihrer historischen Genese sowie deren strategischen Implikationen entwickelte, waren damit wesentlich von den Erfahrungen beeinflusst, die seine Partei im Süden des Landes gesammelt hatte und knüpften zudem an die Erwägungen an, die er bereits zuvor über die Formierung des italienischen Nationalstaats gemacht hatte. In diesem Sinn definierte das Parteiprogramm von Lyon und vor allem Gramscis anschließender Text zur Frage des Südens die Unterordnung des Mezzogiorno unter den Norden als originären Defekt oder als quasi-koloniale Grundlage des italienischen Staates, die einer

Universalisierung bürgerlicher Herrschaft immer wieder enge Grenzen auferlegte und ein zentraler Ausgangspunkt jeglicher revolutionärer Bemühungen sein musste; ein Ansatz, der es erforderte, den engen Fokus der nördlichen Arbeiter:innen auf ihre unmittelbaren Interessen zu überwinden, um die latifundistische Vorherrschaft über den Süden aufzubrechen und eine Allianz mit den südlichen Bäuer:innen zu ermöglichen. So betrachtet stellt Gramscis Text über die Frage des Südens, den er kurz vor seiner Inhaftierung verfasste, einen zumindest zweifachen Kulminationspunkt dar: Erstens fließen darin die Erfahrungen ein, die die Agrarsektion der KPI in den Jahren zuvor im Mezzogiorno gesammelt hatte; und zweitens bildet er zusammen mit den Thesen von Lyon den umfassendsten Entwurf jener politisch-strategischen Neuausrichtung, die Gramsci angesichts der Niederlage der revolutionären Aufstände im *biennio rosso* eingefordert und mit dem Begriff der Hegemonie belegt hatte. Um es mit anderen Worten zu formulieren: Der Begriff der Hegemonie, so wie er in »Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens« skizziert wird, ist Gramscis elaborierteste Antwort auf die Unterdrückung und Ausbeutung des Mezzogiorno durch den Norden, mit dem Ziel, den Unmut der Bäuer:innen des Südens in revolutionäre Bahnen zu lenken und gemeinsam mit den Arbeiter:innen des Nordens eine effektive Einheit des Landes herzustellen.

Zusammenfassend zeigen diese Anmerkungen,

So entspringt etwa der Hegemoniegedanke nicht so sehr aus der fordistisch organisierten Fabrik, sondern aus der Unterordnung Sardiniens und des Mezzogiorno, die Gramsci mithilfe einer Allianz zwischen nördlichen Arbeiter:innen und südlichen Bäuer:innen zu überwinden suchte.

dass sich Gramscis Auseinandersetzung mit dem italienischen Süden wie ein roter Faden durch seine politische Biographie zieht und auch seinen Überlegungen zum Hegemoniebegriff zugrunde liegt, wie er ihn seit 1924 zu formulieren begann. Begreift man die wirtschaftlichen und politischen Probleme des Mezzogiorno als Folgeerscheinung einer untergeordneten Einbindung in den italienischen Nationalstaat, die selbst auch koloniale Aspekte beinhaltete, so lässt sich den Interventionen Gramscis mithin eine periphere oder sogar postkoloniale Kondition attestieren. Dies wiederum ermöglicht es, entgegen mancher Annahmen, das Bild von Gramsci als »westlichen« Denker zu nuancieren, insbesondere, wenn dieser Westen vereinfacht als Synonym eines industrialisierten Kapitalismus oder einer liberalen Demokratie verstanden wird. Wie soeben gezeigt, entspringt etwa der Hegemoniegedanke nicht so sehr aus der fordistisch organisierten Fabrik, sondern aus der Unterordnung Sardiniens und des Mezzogiorno, die Gramsci mithilfe einer Allianz zwischen nördlichen Arbeiter:innen und südlichen Bäuer:innen zu überwinden suchte. All dies verweist auf die zentrale Rolle, die die »Frage des Südens« und Zentrums-Peripherie-Verhältnisse allgemein in der politischen Praxis und im Denken Gramscis einnehmen. Sie stellt allerdings keinen theoretischen Freifahrtsschein dar, um seine Begriffe unhinterfragt auf den »globalen Süden« zu übertragen. Auch wenn viele seiner Gedanken über den »Westen« hinaus Verbreitung gefunden haben, sind seine Überlegungen nicht frei von eurozentrischen Argumentationsmustern oder kolonialismustheoretischen Leerstellen. Gramscis periphere oder postkoloniale Kondition soll somit kein Vorwand sein, um die pauschale Gültigkeit seines Denkens in kolonial geprägten Herrschaftsverhältnissen zu proklamieren. Sie stellt jedoch einen sinnvollen Ausgangspunkt dar, um seine Konzepte auf ihre analytische Zweckdienlichkeit in von imperialistischer Unterdrückung und von Kolonialismus gezeichneten Gesellschaften in und außerhalb Europas zu überprüfen.

Quellenangaben & Anmerkungen

(1) Zur globalen Rezeptionsgeschichte Gramscis vergleiche etwa Lussana (1997), Filippini (2011), Frosini/Giasi (Hg. 2019), Dainotto/Jameson (Hg. 2020) oder Manduchi/Marchi (Hg. 2022), letztere mit spezifischem Fokus auf den »globalen Süden«. Auch die Reihe »Studi gramsciani nel mondo«, herausgegeben von der Fondazione Istituto Gramsci im Verlag Il Mulino, widmet sich regional- und themenspezfischen Aspekten von Gramscis Rezeption. Einen rezenten Überblick über Gramscis Präsenz in und außerhalb Europas bietet zudem die 2022 erschienene vierte Ausgabe des online verfügbaren »International Gramsci Journal« (vgl. auch verwendete Literatur)

(2) Gramsci, Antonio (1991ff): Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, 10 Bände, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug. Hamburg: Argument Verlag. (Heft 7, §16 S. 873-874)

(3) ebd. Heft 13, §7, S. 1545

(4) Für eine Kritik, die auf Gramscis westlichen Standpunkt, seine beschränkte Gültigkeit im postkolonialen Kontext oder seine Unbrauchbarkeit für rassialisierte Subjektpositionen verweist, vergleiche etwa Guha (1997), Wilderson (2003), Shilliam (2004), Grovogui/Leonard (2008), Smith (2010) oder Mignolo (2012). (vgl. auch verwendete Literatur)

(5) Zur kolonialen Dimension des Risorgimento vergleiche etwa Schneider (Hg. 1998), Moe (2006) und Dal Lago (2014). Einen spezifischen Fokus auf die Entstehung der »Frage des Südens«, die auch das »grande brigantaggio« miteinschließt, findet sich bei Dickie (1999). Der Sammelband von

Lombardi-Diop/Romeo (Hg. 2012) nimmt unterschiedliche Aspekte der postkolonialen Konfiguration Italiens in den Blick. (vgl. auch verwendete Literatur)

(6) Gramscis Polemik gegen den meridionalistischen Diskurs und die positivistische Schule der Kriminologie im Speziellen stellt einen in der deutschsprachigen Literatur bislang wenig beachteten Aspekt dar. Einen Eindruck bieten etwa die von Guido Melis herausgegebenen Scritti sulla Sardegna (Gramsci 2008). Zu Gramscis Einsatz gegen den Protektionismus und für den Freihandel, der zwischen 1915 und 1918 eines seiner zentralen Anliegen darstellt, siehe Michelini (2008) oder Rapone (2020). (vgl. auch verwendete Literatur)

(7) Gramscis journalistische Texte, die er während der Kampagne in der Sassari-Brigade verfasste, sind in der bereits erwähnten Anthologie von Melis enthalten (Gramsci 2008: 70-84). Die Kampagne selbst wird ausführlicher von Carlucci (2013: 44-50) behandelt, der die entsprechenden Bemühungen Gramscis auch als kulturelle Übersetzung bezeichnet. (vgl. auch verwendete Literatur)

(8) Zum Wiederaufbau der Agrarsektion der KPI und zur Propaganda- und Organisationsarbeit, die die Sektion unter Anleitung Gramscis zwischen 1924 und 1926 im italienischen Süden durchführte, vergleiche Biscione (1983) und Lussana (1994). (vgl. auch verwendete Literatur)

Verwendete Literatur

Biscione, Franceso M.: »Rivoluzione e contadini del Sud nella politica comunista. 1921-1926« In: Italia contemporanea, 1983, no. 150, 23-55

Carlucci, Alessandro: »Gramsci and Languages. Unification, Diversity, Hegemony«. Haymarket, 2013

Dainotto, Roberto M./Jameson, Frederic (Hg.): »Gramsci in the world«, Duke University Press, 2020

Dal Lago, Enrico: »Italian National Unification and the Mezzogiorno: Colonialism in One Country?« In: Róisín Healy/Enrico Dal Lago (Hg.): The Shadow of Colonialism on Europe's Modern Past, Palgrave McMillan, 2014, S. 57-72

Dickie, John: »Darkest Italy. The Nation and Stereotypes of the Mezzogiorno, 1860-1900«, St. Martin's Press, 1999

Filippini, Michele: »Gramsci globale: guida practica alle interpretazioni di Gramsci nel mondo«, Odoya, 2011

Frosini, Fabio/Giasi, Francesco (Hg.): »Egemonia e modernità: Gramsci in Italia e nella cultura internazionale«, Viella, 2019

Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte«. Kritische Gesamtausgabe, 10 Bände, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Argument, 1991ff

Gramsci, Antonio: »Scritti sulla Sardegna: La memoria familiare, L'analisi della questione sarda. A cura di Guido Melis«, Ilisso, 2008

Grovogui, Siba N./Leonard, Lori: »Uncivil Society. Interrogations at the Margins of Neo-Gramscian Theory« In: Alison J. Ayers (Hg.): Gramsci, Political Economy, and International Relations Theory. Modern Princes and Naked Emperors, Palgrave Macmillan, 2008, S. 169-187

Guha, Ranajit: »Dominance without hegemony. History and power in Colonial India«, Harvard University Press, 1997

Lombardi-Diop, Cristina/Romeo, Caterina (Hg.): »Postcolonial Italy: Challenging National Homogeneity«, Palgrave Macmillan, 2012

Lussana, Fiamma: »La politica agraria comunista e la questione meridionale nel 1924-26«. In: Studi Storici, anno 35, no. 2, 1994, S. 543-563

Lussana, Fiamma: »L'edizione critica, le traduzione e la diffusione di Gramsci nel mondo«. In: Studi Storici, anno 38, no. 4, 1997, S. 1051-1086

Manduchi, Patrizia/Marchi, Alessandra (Hg.): »Per una mappatura del pensiero di Antonio Gramsci nel Sud del mondo«, UNICApress, 2022

Michelini, Luca: »Antonio Gramsci e il liberismo italiano (1913-19)«. In: Francesco Giasi (Hg.): Gramsci nel suo tempo. Vol. 1., 2008, S. 75-196.

Mignolo, Walter (2012): »Mariátegui and Gramsci in »Latin« America. Between Revolution and Decoloniality«. In: Neelam Srivastava/Baidik Bhattacharya (Hg.): The Postcolonial Gramsci, Routledge, 2008, S. 191-217

Moe, Nelson: »The View from Vesuvius. Italian Culture and the Souther Question«, University of California Press, 2006

Rapone, Leonardo: »Gramsci: from Socialism to Communism«. In: Davide Cadeddu (Hg.): A Companion to Antonio Gramsci, Brill, 2020, S. 3-12.

Schneider, Jane (Hg.):» Italy's ›Southern Question‹. Orientalism in One Country«, Berg, 1998

Shilliam, Robbie: »Hegemony and the Unfashionable Problematic of ›Primitive Accumulation‹«. In: Millenium: Journal of International Studies, Vol. 32, No. 1, 2004, S. 59-88

Smith, Kylie: »Gramsci at the margins: subjectivity and subalternity in a theory of hegemony«. In: International Gramsci Journal, no. 2, 2010, S. 39–50.

Wilderson, Frank: »Gramsci's Black Marx: Wither the Slave in Civil Society?« In: Social Identities, 9 (2), 2003, S. 225–240

Empfohlene Literatur zum Weiterlesen

Giuseppe Fiori: »Das Leben des Antonio Gramsci. Eine Biographie«, Rotpunkt, 2013

Antonio Gramsci: »Südfrage und Subalterne« Herausgegeben von Ingo Pohn-Lauggas und Alexandra Assinger, Argument, 2023

Brennan, Timothy: »Antonio Gramsci and Postcolonial Theory: ›Southernism‹«. Diaspora, vol. 10, no. 2, 2001, S. 143-187.

Srivastava, Neelam/Bhattacharya, Baidik (Hg.): »The Postcolonial Gramsci«, Routledge, 2012

Gundula Ludwig

Hegemonie, Geschlecht und Heteronormativität

Queer-feministische Herrschaftskritik mit Antonio Gramsci

Die Zustimmung der Beherrschten – Gramscis hegemonietheoretische Perspektive auf Kapitalismus

Antonio Gramscis zentrale Frage in den Gefängnisheften war, wie es möglich ist, dass sich der Kapitalismus trotz ihm innewohnender Ungleichheitsverhältnisse und offensichtlicher Krisen reproduzieren kann. In seinen Antworten zeigt er auf, dass Kapitalismus nicht nur auf Zwang basiert, sondern auch auf der Zustimmung der Mehrheit der Bevölkerung. Um diese subtilen Formen der Herrschaftsausübung mittels Konsenses fassen zu können, prägte Gramsci neue Begriffe und Konzepte – wie etwa Hegemonie oder Alltagsverstand. Eine Grundhaltung Gramscis bei dieser Ausarbeitung neuer Begriffe und Konzepte war seine Kritik am Ökonomismus: Gramsci richtet sich in seinen Gefängnisheften sowohl gegen die theoretische Annahme, dass sich die Produktionsverhältnisse aus sich heraus quasi selbsttätig reproduzieren, als auch gegen die politische Auffassung, gesellschaftliche Veränderungen als Resultat ökonomischer Gesetze zu interpretieren. Wie die Produktionsweise historisch-konkret ausgestaltet ist, hängt nicht nur von ökonomischen Größen ab, sondern auch davon, ob es der hegemonialen Klasse gelingt, den Großteil der Bevölkerung dazu zu bringen, eine bestimmte Form der Lohnarbeit und der Lebensweisen sinnvoll, richtig und zustimmenswert zu finden. Dies betont auch Alex Demirović in seiner Gramsci-Interpretation: »Bestünde die kapitalistische Gesellschaftsformation nur aus der Ökonomie und dem Zwang ausübenden Staatsapparat, würde sie alsbald untergehen. Erst mit und in den differenzierten Überbauten kann die bürgerliche Klasse hegemonial werden, indem sie arbeitsteilige Funktionen organisiert und delegiert, breite Allianzen herstellt und eine kulturelle Einheit zwischen oben und unten, den Herrschenden und den Subalternen bildet.« (1) Als Konsequenz dieses Blicks auf den Kapitalismus galt Gramscis Interesse den gesellschaftlichen Praxen, alltäglichen Lebensweisen und gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen.

Gramscis Kritik am Ökonomismus spiegelt sich auch in seiner Arbeitsweise wider: Er stellte die Bedeutung historisch-konkreter Ereignisse ins Zentrum, anstatt von abstrakten ökonomischen Gesetzlichkeiten auszugehen. Für die Aktualität Gramscis leite ich daraus ab, dass es notwendig ist, Begriffe zu verschieben, neu zu lesen und aus gegenwärtigen theoretischen wie politischen Perspektiven anzureichern. Ich lese Gramscis *Gefängnishefte* daher auch als Einladung zur Weiterentwicklung, um die darin enthaltene Absicht – Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu analysieren, um Möglichkeiten der Veränderung denken zu können – lebendig und aktuell halten zu können.

Ähnlich wie Gramscis Hegemonietheorie interessiert sich auch queer-feministische Gesellschaftstheorie dafür, wie in ganz ›normalen‹, ›selbstverständlichen‹ Alltagspraxen Herrschaft reproduziert und stabilisiert wird.

Genau diese Einladung will ich in diesem Text aus

queer-feministischer Perspektive aufgreifen und aufzeigen, dass Gramscis Hegemonietheorie hilfreich für das Verstehen vergeschlechtlichter und heteronormativer Macht- und Herrschaftsverhältnisse sein kann. Geschlecht und Heteronormativität verstehe ich dabei als gesellschaftliche Ordnungskategorien, die gesellschaftliche Strukturen, politische Institutionen, soziale Beziehungen und Subjektivierungsweisen hervorbringen. Über Heteronormativität als Machtformation werden die Rahmen für Körper, Geschlechter, Sexualitäten und Identitäten festgelegt. Auf diese Weise wird die Annahme einer vermeintlich natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität ebenso hervorgebracht wie jene über vermeintlich natürliche Geschlechterdifferenzen. Voraussetzung für heteronormative Geschlechterverhältnisse ist, dass alle Formen von Geschlecht und Körper jenseits der Zweigeschlechtlichkeit lange Zeit pathologisiert

Staat und Zivilgesellschaft sind zwar formell getrennt, zugleich aber »gesellschaftliche Räume, die sich gegenseitig generieren«.

und/oder kriminalisiert, verfolgt, verunmöglicht wurden und gegenwärtig weiterhin diskriminiert oder als Abweichung gerahmt werden. Die dadurch entstehende zweigeschlechtliche Heteronormativität stellt wiederum die Basis für geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ebenso wie für eine vergeschlechtlichte Anordnung von Privatheit/Öffentlichkeit und Politik dar.

Ausgangspunkt meiner queer-feministischen Lektüre von Gramscis Hegemonietheorie ist die Annahme, dass diese grundlegende Überschneidungen mit queer-feministischer Gesellschaftstheorie aufweist. Auch für queer-feministische Gesellschaftstheorie stellen die Zurückweisung ökonomistischer Erklärungsansätze und die kritische Auseinandersetzung mit der Privatheit und dem Alltag als herrschaftsstabilisierende Sphären Grundbausteine dar. Ähnlich wie Gramscis Hegemonietheorie interessiert sich auch queer-feministische Gesellschaftstheorie dafür, wie in ganz ›normalen‹, ›selbstverständlichen‹ Alltagspraxen Herrschaft reproduziert und stabilisiert wird.

Gramsci hat sich in seinen Gefängnisheften nicht systematisch mit Geschlechterverhältnissen auseinandergesetzt. Die Frage, inwiefern auch Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse gesichert werden, beschäftigte ihn nicht. Ebenso wenig setzte sich Gramsci mit der Frage auseinander, wie in vergeschlechtlichten Alltagspraxen, Geschlechterbeziehungen, sexuellen Beziehungen, Familien und Körperpraxen herrschaftliche Normen reproduziert und oftmals ›wie von selbst‹ reproduziert werden. In dem Text setze ich an dieser Leerstelle an und greife die prinzipielle Vereinbarkeit von Gramscis Hegemonietheorie und queer-feministischer Gesellschaftstheorie auf und zeige, wie Gramscis Instrumentarien helfen können, um Geschlechter- und sexuelle Verhältnisse als Herrschaftsverhältnisse zu verstehen und zu kritisieren.

Der integrale Staat

Wie bereits Karl Marx und Friedrich Engels argumentierten, ist der Kapitalismus eine Gesellschaftsformation, die sich nur durch den bürgerlichen Staat reproduzieren kann. Der bürgerliche Staat ist jene Instanz, die sicherstellt, dass ein Ausbeutungs- und Ungleichheitssystem wie der Kapitalismus trotz seiner Destruktivität fortbesteht. Der Staat aber ist in dieser zentralen Funktion weitaus vielschichtiger und komplexer als dies noch Marx und Engels angenommen hatten. In seinen Gefängnisheften entwickelt Gramsci Instrumente, um zu verstehen, wie verzweigt, komplex und subtil der bürgerliche Staat wirkt.

Der Staat ist bei Gramsci nicht nur der Staat im engeren Sinne – Parlament, repressive Staatsapparate, Gesetze. Vielmehr begreift er diesen als »integralen Staat«, der auch die Zivilgesellschaft umfasst. In »Bibliotheken«, »Schulen«, »Zirkel(n)«, »Clubs unterschiedlicher Art, bis hin zur Architektur, zur Anlage der Straßen und zu den Namen derselben« (2) werden, so Gramsci, Weltauffassungen über eine richtige und gute gesellschaftliche Ordnung vermittelt, die *zum Staat werden*. Da auch »sogenannte(r) private(r) Aktivitäten und Initiativen« (3) Teil des integralen Staates sind, gelangt Gramsci zur paradoxen Aussage, »daß der Staat nicht immer dort zu suchen ist, wo er ›institutionell‹ zu sein scheint« (4). Staat und Zivilgesellschaft sind zwar formell getrennt, zugleich aber »gesellschaftliche Räume, die sich gegenseitig generieren«. (5)

Als integraler Staat operiert der Staat nicht nur über Repression und Gesetze, sondern auch über Hegemonie. Hegemonie als Modus der Führung zielt darauf ab, bei der Mehrheit der Bevölkerung Zustimmung zur bestehenden Ordnung zu generieren. Staatliche Machtausübung als Hegemonie besteht darin, den aktiven

Als ein bedeutsames Charakteristikum von Hegemonie weist Gramsci aus, dass Partikularinteressen der herrschenden Klasse in Allgemeininteressen umgewandelt werden.

und »freiwilligen (freien) Konsens« (6) der Regierten zu organisieren. Der integrale Staat führt die Subjekte zu bestimmten Lebensweisen, indem in zivilgesellschaftlichen Praxen herrschaftsförmige Weltauffassungen als sinnvoll, gut und richtig verbreitet werden. Die Annahmen, dass Kapitalismus gerecht sei oder dass die Organisation von Reproduktion in der privatisierten Form der heterosexuellen Familie die besten Voraussetzungen für eine ›gesunde‹ kindliche Entwicklung sei, gelten beispielsweise als weitgehend anerkannte Deutungen. Dies führt dazu, dass Subjekte entsprechende

Lebensweisen ›freiwillig‹ affirmieren und tagtäglich reproduzieren. Freiwillig meint aus einer hegemonietheoretischen Perspektive Effekt von Hegemonie.

Als ein bedeutsames Charakteristikum von Hegemonie weist Gramsci aus, dass Partikularinteressen der herrschenden Klasse in Allgemeininteressen umgewandelt werden. Erst die Verallgemeinerung der Partikularinteressen ermöglichte es der bürgerlichen Klasse, hegemonial zu werden. Die Universalisierung der Ziele der herrschenden Klasse stellt eine zentrale Bedingung für das Ausüben von Macht dar. Hegemonie stellt sich somit durch Kompromisse her, wenngleich Gramsci betont, dass in herrschaftsförmigen Gesellschaften der Prozess der Kompromissfindung nicht für alle gesellschaftlichen Interessen und Anliegen gleich offen ist. Dennoch ist Hegemonie immer ein Effekt gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und Ausdruck gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse. Wiederholt hat Gramsci hervorgehoben, dass Hegemonie nicht statisch ist. Hegemonie ist ein »ständige(s) Sich-Bilden und Überwunden-Werden instabiler Gleichgewichte« (7), ein gesellschaftliches Verhältnis und die Form, wie gesellschaftliche Widersprüche durch Kompromisse staatlich regierbar werden. Hegemonie ist ein umkämpftes Terrain, kompromisshaft und umfasst auch Kritik und Forderungen der Beherrschten, die in adaptierter Weise in diese eingearbeitet werden.

Der integrale Staat und vergeschlechtlichte, heteronormative Hegemonie

Wie lassen sich nun Geschlechter- und sexuelle Verhältnisse mit Gramscis Hegemonie- und Staatstheorie verstehen? Um die heteronormative Vergeschlechtlichung des Staates zu verstehen, ließe sich ja – auf der Basis empirischer (Alltags-)Beobachtungen – behaupten, dass der bürgerliche Staat Männer bevorzuge, nicht-heteronormative Lebensweisen kriminalisiere, nicht-binäre Vorstellungen von Geschlecht pathologisiere und folglich Geschlechterverhältnisse, Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität durch Gesetze, Recht und Zwang reguliert würden. Belege dafür wären dann etwa das Personenstandsrecht, das in Deutschland bis 2018 streng darüber wachte, dass Geschlecht nur als ›weiblich‹ oder ›männlich‹ lebbar ist, oder in der Geschichte das Sexualstrafrecht, das in Deutschland bis 1994 gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen kriminalisierte. Die heterosexuelle Ausgestaltung des Rechts ließe sich darüber hinaus auch im Familienrecht finden, das bis vor kurzem Ehe und Familie strikt heterosexuell definierte.

Diese Hinweise auf die heteronormative Vergeschlechtlichung des Staates sind ohne Zweifel alle richtig. Allerdings denke ich – inspiriert von Gramsci –, dass Geschlechterverhältnisse, Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit weitaus komplexer durch, mit und im Staat geregelt werden als durch das Recht, Gesetze und Zwang. So wie Gramsci für Klassenverhältnisse darlegte, dass diese über oftmals sehr komplexe Weltauffassungen und Praktiken in der Zivilgesellschaft gesichert werden, zeigt sich dies auch bei Geschlechter- und sexuellen Verhältnissen. Dafür habe ich in queer-feministischer Erweiterung von Gramsci den Begriff der »heteronormativen Hegemonie«(8) eingeführt. Damit kann deutlich gemacht werden, dass Geschlechterverhältnisse, Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität über Hegemonie in der Zivilgesellschaft und den Staat als integralen Staat gesichert werden: Die sexuellen und Geschlechterpolitiken, die der Staat rechtlich festschreibt, werden durch zivilgesellschaftliche Auseinandersetzungen getragen und gestützt. Wer überhaupt als Subjekt gilt, welche Formen von Sexualität und Geschlecht als anerkennbar gelten, wer mit wem legal abgesichert zusammenleben, wer Kinder erziehen und wer erben darf – all diese Fragen werden in der Zivilgesellschaft verhandelt und materialisieren sich dann in Gesetzen und staatlichen Regulierungen. Dass bspw. in Deutschland bis 1997 Vergewaltigung in der Ehe kein Strafdelikt war und bis 1994 homosexuelle Sexualität kriminalisiert wurde, war zwar im Gesetz festgeschrieben, aber darüber hinaus war dies durch eine breite Zustimmung zu patriarchalen, heteronormativen Verhältnissen getragen, die in der Zivilgesellschaft organisiert wurde. Aus einer queer-feministisch-gramscianischen Perspektive müssen also ungleiche Geschlechterpolitiken – wie etwa, dass Frauen lange nicht als Bürgerinnen galten, dass männliche Lohnarbeitsbiographien Maßstab sozialstaatlicher Sicherungen sind oder dass Reproduktionsarbeit weitgehend nicht als Arbeit gilt – in zivilgesellschaftlichen Praxen abgesichert werden. Der Staat kann folglich, wie auch Birgit Sauer schreibt, »nur so frauenfreundlich oder genau so maskulinistisch (sein), wie die Zivilgesellschaft und umgekehrt: Die Zivilgesellschaft kann nicht als frauenfreundliche Anti-Struktur zum Staat betrachtet werden« (9). Geschlechterungleichheiten und geschlechtliche Ausschlüsse werden somit nicht nur ›von oben‹ staatlich verordnet und mittels Repression und Zwang durchgesetzt, sondern durch androzentrische und heteronormative Weltauffassungen in der Zivilgesellschaft. In Bibliotheken, Schulen, Vereinen, Straßennamen, Denkmälern usw. werden Weltauffassungen über vermeintlich naturgegebene Geschlechterdifferenzen, über Weiblichkeit, Männlichkeit, Heterosexualität usw. verbreitet, die beispielsweise dazu beitragen, dass die Öffentlichkeit als androzentrische wie heteronormative Sphäre gilt oder Reproduktionsarbeit als primär ›weibliche Aufgabe‹ angesehen wird. (10) Ähnlich wie Gramsci dies anhand von Klassenverhältnissen gezeigt hat, setzt auch heteronormative Hegemonie auf die Verallgemeinerung von Partikularinteressen. Gerade die

Ähnlich wie Gramsci dies anhand von Klassenverhältnissen gezeigt hat, setzt auch heteronormative Hegemonie auf die Verallgemeinerung von Partikularinteressen.

Annahme, dass Geschlecht, Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität ›naturgegeben‹ seien, ist eine grundlegende Verallgemeinerung für die Aufrechterhaltung heteronormativer Geschlechterverhältnisse.

Eine queer-feministische Lektüre von Gramscis Hegemonietheorie gibt folglich Werkzeuge zur Hand, um analysieren und kritisieren zu können, wie die Reproduktion von sexuellen und Geschlechterverhältnissen im Kapitalismus überaus subtile und feingliedrige Machttechniken verlangt, die die Zivilgesellschaft und den Alltag der Menschen durchziehen. Emanzipatorische Bewegungen müssen genau an diesen verkörperten und affektiven Formen der Normalisierung und Naturalisierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in der Zivilgesellschaft und in alltäglichen Praktiken ansetzen. Für diese Kämpfe hat Gramsci den Begriff des »Stellungskrieges« (11) geprägt: Dieser zielt darauf ab, Weltauffassungen und Lebensweisen zu verändern, um bestehende Ungleichheits- und Ausbeutungsverhältnisse zu überkommen. (6)

Verwendete Literatur

(1) Demirović, Alex: »Politische Gesellschaft – zivile Gesellschaft. Zur Theorie des integralen Staates bei Antonio Gramsci«, In: Buckel, Sonja / Fischer-Lescano Andreas (Hg.): Hegemonie gepanzert mit Zwang. Zivilgesellschaft und Politik im Staatsverständnis Antonio Gramscis, Nomos, 2007, S. 31.

(2) Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe«, 10 Bde. Bochmann, Klaus / Fritz Haug, Wolfgang / Jehle, Peter (Hg.) Argument, 1991-2002, Heft 3, § 49, S. 374.

(3) ebd., Heft 8, § 179, S. 1043

(4) ebd., Heft 8, § 233, S. 1079

(5) Sauer, Birgit: »Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte«, Campus, 2001, S. 80.

(6) Gramsci (siehe oben) Heft 6, §10, S. 718

(7) Gramsci (siehe oben) Heft 13, §17, S. 1561

(8) Ludwig, Gundula: »Geschlecht regieren. Staat, Subjekt und heteronormative Hegemonie«, Campus, 2011

(9) Sauer (siehe oben), S. 166

(10) wie Quelle (4) (5)

(11) Gramsci (siehe oben) Heft 6, §138, S. 816

Empfehlungen zum Weiterlesen

Demirović, Alex: »Politische Gesellschaft – zivile Gesellschaft. Zur Theorie des integralen Staates bei Antonio Gramsci«, In: Buckel, Sonja / Fischer-Lescano, Andreas (Hg.): Hegemonie gepanzert mit Zwang. Zivilgesellschaft und Politik im Staatsverständnis Antonio Gramsci. Nomos, 2007: 21–41

Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte«, Kritische Gesamtausgabe, 10 Bde. Hg. v. Bochmann, Klaus / Haug, Wolfgang Fritz / Jehle, Peter. Argument-Verlag, 1991-2002

Ludwig, Gundula: »Geschlecht regieren. Staat, Subjekt und heteronormative Hegemonie«, Campus, 2011

Sauer, Birgit: »Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte« Campus, 2001

Uwe Hirschfeld
Politische Bildung(stheorie) mit Gramsci entwickeln

Frage: Da du deinen Vortrag ja leider nicht halten konntest, wollten wir dich somit ein zweites Mal einladen und fragen, ob du deine Gedanken vielleicht schriftlich festhalten und uns für die Publikation zur Verfügung stellen möchtest.

Uwe: Danke für die Einladung, das ist eine gute Idee. Es soll ja um die Überlegungen Gramscis zur Pädagogik gehen.

F.: Ja, genau.

U.: Gut. Dann fange ich gleich mal damit an, dass Gramsci kein Pädagoge war und dass seine Überlegungen zur Pädagogik auch eher dürftig sind.

F.: Na, das ist ja kein vielversprechender Anfang ...

U.: Stimmt schon, aber es ist wichtig, sich klar zu machen, dass Gramsci nicht aus der Position eines Erziehungswissenschaftlers oder gar eines Lehrers spricht, sondern als Gesellschaftstheoretiker und Revolutionär. Das heißt, er hat einen besonderen Blick auf pädagogische Fragen.

F.: Was meinst Du mit einem besonderen Blick auf pädagogische Fragen?

U.: Da komme ich gleich drauf. Ich will erst noch was anderes sagen. Da Gramsci kein Pädagoge war (und auch kein genuin pädagogisches Erkenntnisinteresse hatte), kommen wir nicht umhin, seine Überlegungen, die für Bildungsfragen relevant sind, mit anderen Konzepten zu ergänzen, zu erweitern, zu konkretisieren. Das ist natürlich nicht beliebig, man kann da nicht einfach verschiedene Ansätze zusammenkleben. Die müssen schon im grundlegenden Ansatz kompatibel sein ...

F.: Kannst Du das anhand eines Beispiels näher für uns ausführen?

U.: Die Pädagogik der Befreiung von Paulo Freire ist so ein Beispiel. (1) Und an einer anderen Stelle liefert die Lerntheorie Klaus Holzkamps eine fundierte Ergänzung. (2) Auch die kritische Bildungstheorie von Heinz-Joachim Heydorn ist in vielerlei Hinsicht kompatibel. Ich werde auf den einen oder anderen Aspekt noch eingehen. Jetzt aber zu dem besonderen Blick Gramscis. Ich spitze das mal zu. Also Gramsci sitzt im Knast und überlegt sich, woran es liegt, dass nicht Aufklärung und Demokratie und Sozialismus gedeihen, sondern der Faschismus herrscht. (3) Ein Punkt dabei ist, dass die Leute an den bestehenden Verhältnissen hängen, auch in Krisen den Herrschenden noch die Treue halten. Sich freiwillig unterordnen, gehorchen, manchmal sogar schon vorauseilend. Und da spielt nicht nur Zwang oder drohende Gewalt eine Rolle.

F.: Wieso halten Menschen in solchen Situationen lieber an den bestehenden Verhältnissen fest?

U.: Zuerst einmal müssen wir uns die Frage stellen, wie so ein Verhalten zu verstehen ist. Wenn das getan ist und wir eine Antwort gefunden haben, können wir uns auch dem Grund widmen: Um diese Prozesse der freiwilligen Unterordnung in den Blick zu bekommen, erweitert Gramsci ein verkürztes marxistisches Staatsverständnis. Der Staat ist nicht nur ein Mittel »zur Niederhaltung

und Ausbeutung der unterdrückten Klasse«, wie es bei Engels heißt, sondern organisiert auch das Einverständnis der Subalternen mit ihrer Position. Er spricht dazu vom »integralen Staat«. (4) Und das meint, dass dabei immer zwei Aspekte zu bedenken sind: einmal die »politische Gesellschaft«, der Staat im engeren Sinne, also das, was Gesetze, Zwang, Militär, Justiz, Parlamente, Polizei usw. darstellen; zum anderen die

Um Prozesse der freiwilligen Unterordnung in den Blick zu bekommen, erweitert Gramsci ein verkürztes marxistisches Staatsverständnis.

»Zivilgesellschaft«, die Momente der Zustimmung, des Einverständnisses. Die sich beispielsweise in Literatur, Philosophie, Zeitungen, Schule und Kino finden. Also auch ganz Alltägliches: in der Benennung von Straßen und Plätzen, in der Werbung, in den Arbeitsverhältnissen.

F.: Da gibt es aber viele Überschneidungen. Also wenn ich z.B. an Lohnarbeit denke, da ist doch sowohl Zwang, als auch sowas wie freiwilliges Mitmachen zu finden.

U.: Genau! Deswegen sind das analytische Begriffe. Politische Gesellschaft und Zivilgesellschaft sind keine verschiedenen Orte oder Bereiche in der Gesellschaft, sondern Aspekte, die immer und überall vorkommen.

F.: Das ist aber ein sehr eigenes Verständnis von Zivilgesellschaft, oder?

U.: Ja, das stimmt. Und es macht die kritische Denkarbeit auch erstmal etwas schwierig, wenn es einen Begriff in zwei verschiedenen Sichtweisen gibt. Das Verständnis von Zivilgesellschaft, das du eben angesprochen hast, kann man als »trisektoral« bezeichnen, weil es in der Gesellschaft vor allem drei Sektoren ausmacht: die Wirtschaft, den Staat und eben die Zivilgesellschaft, die irgendwie dazwischen ist und vom Engagement der Bürger:innen getragen wird. Dieses Modell ist im Sinne der Menschenrechte normativ mahnend und fordernd gegenüber staatlicher Politik, verzichtet aber auf eine selbstkritische Reflexion der eigenen Einbindung in Herrschaftsverhältnisse. Dagegen ist genau diese Problematik zentral für den hegemonietheoretischen Ansatz, den Gramsci verfolgt.

F.: Hegemonie ist denn wohl auch das entscheidende Stichwort?

U.: So ist es! Hegemonie kann mit Gramsci als freiwillige Unterordnung, als Einverständnis durch Überzeugung verstanden werden. (5)

F.: Moment mal! Dass Hegemonie als freiwillige Unterordnung verstanden werden kann, ist sehr vorsichtig formuliert. Auf was willst Du mit der vorsichtigen Formulierung hinaus?

U.: Durchaus. Man kann Gramsci so lesen, das gilt übrigens auch für den analytischen Charakter der Begriffe von Zivilgesellschaft und politischer Gesellschaft, das kann man so lesen. Ich meine natürlich, wenn man ihn komplett liest, muss man es so verstehen. Tatsache ist aber auch, dass er Begriffe wie Zivilgesellschaft oder eben Hegemonie manchmal auch anders, eher traditionell, verwendet.

F.: Das klingt nicht gerade hilfreich.

U.: Nein, natürlich nicht. Aber Gramsci saß im Gefängnis und hat erstmal zur Selbstklärung geschrieben. Seine Notizen und Fragmente sind eben keine Lehrbuchtexte. (6) Man muss die Begriffsveränderungen wahrnehmen, die Zusammenhänge herstellen und sie dann interpretieren und für die heutige Zeit formulieren, sonst wird das nicht produktiv. Das bedeutet natürlich, dass in eine Interpretation und Übertragung auch ganz viel Neues und Eigenes eingeht. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Texten Gramscis ist eine anstrengende und aufwendige Arbeit. Das können wir hier gar nicht schaffen, aber man muss das schon irgendwie im Hinterkopf haben. Und mit einer Formulierung wie eben: »kann man so verstehen«, soll das wenigstens angedeutet werden.

F.: An dieser Stelle möchte ich den Bogen wieder in Richtung Hegemonie spannen. Lass uns da weitersprechen, wo wir gerade aufgehört haben.

U.: Ich fasse noch einmal kurz zusammen: Der integrale Staat schließt die Zivilgesellschaft ein, in der um die Hegemonie gerungen wird. Und zwar allerorts. Überall finden Auseinandersetzungen statt, in denen es darum geht, wie etwas zu verstehen und/oder zu organisieren ist. Also ob zum Beispiel der Markt die gesellschaftlichen Fragen regeln soll, oder ob das demokratische Entscheidungsprozesse machen sollen. Es wird darüber gestritten, ob die das überhaupt können, was denn Demokratie sei, welche Rolle man selbst dabei spielt, ob Herrschaft sinnvoll und nützlich ist oder nicht. Diese Auseinandersetzungen finden nicht nur überall und jederzeit statt (es gibt keinen Ort und keine Zeit, wo man sich mal zurückziehen und die Füße hochlegen kann), sie sind auch in ihren Formen absolut vielfältig. Auseinandersetzungen um Hegemonie sind eben nicht nur Diskussionen und Gespräche mit Pro- und Contra-Argumenten, sondern jede Äußerung und Anordnung ist ein Beitrag in diesem Diskurs.

F.: Kannst Du das vielleicht noch einmal genauer ausführen, was Du damit meinst?

U.: Nehmen wir mal ein Sozialamt. Das kannst du dir einmal in einem heruntergekommenen, renovierungsbedürftigen Bürobau vorstellen, mit vielen Stühlen auf dem düsteren Gang und langen Wartezeiten, bis du aufgerufen wirst. Oder stell dir ein Gebäude mit Holz und Licht, mit Kinderspielecke und Kaffee-/Tee-Maschine vor. Das erste Sozialamt »sagt«: Ihr, die ihr hierher kommt, seid nichts wert und nur lästig, haut ab. Das zweite Sozialamt »sagt«: Ihr habt eure Rechte und seid uns willkommen, wir wollen uns bemühen, euch dabei zu unterstützen.

F.: Okay, Sozialamt. Da haben wir immer noch Gesetze und Verordnungen, aber auch Momente der Hegemonie, wie das angeboten wird, wie damit umgegangen wird. Und was die Leute dann davon halten.

U.: So ist es. Wobei es da keinen Automatismus gibt. Was das Sozialamt an Botschaft ausstrahlt, ausstrahlen will, muss ja nicht unbedingt auch so von allen verstanden werden. Mir war das Beispiel nur wichtig, um deutlich zu machen, dass die hegemonialen Auseinandersetzungen eben nicht nur gepflegte Debatten sind, sondern auch durch die materiellen Verhältnisse geführt

Hegemoniale Auseinandersetzungen sind nicht nur gepflegte Debatten, sondern werden auch durch die materiellen Verhältnisse geführt.

werden. Überall wird versucht einen zu überzeugen, überall antwortet man in der einen oder anderen Art darauf. Oder versucht, eigene Positionen einzubringen. Andreas Merkens spricht daher von »Hegemonie und Gegen-Hegemonie« als einem pädagogischen Verhältnis. (7)
Da greift er die bekannte Formulierung Gramscis auf – ich zitiere: »das pädagogische Verhältnis kann nicht nur auf die spezifisch ›schulischen‹ Beziehungen eingegrenzt werden (...). Dieses Verhältnis existiert in der ganzen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit und für jedes Individuum in Bezug auf andere Individuen, zwischen Intellektuellen und nicht-intellektuellen Schichten, zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Eliten und Anhängern, zwischen Führenden und Geführten, zwischen Avantgarden und dem Gros der Truppen. Jedes Verhältnis von ›Hegemonie‹ ist notwendigerweise ein pädagogisches Verhältnis«. (8)

F.: Du meinst gerade, dass jedes Verhältnis von Hegemonie ein pädagogisches Verhältnis ist. Das ist eine gute Überleitung zu unserem eigentlichen Thema.

U.: Jepp. Wobei uns hier besonders ein Ausschnitt interessiert, nämlich wo in Interaktionen intentional pädagogisch gehandelt wird.

F.: Was meinst Du mit intentional-pädagogischem Handeln?

U.: Naja, hegemoniale Verhältnisse, also im obigen Sinn pädagogische Verhältnisse sind ja überall. Aber wir wollen uns jetzt aber nicht mit dem »pädagogischen« Verhältnis zwischen dem städtischen Auftraggeber und den Architekt:innen bei der Planung eines Sozialamtes befassen. Uns geht es um vor allem die Situationen, in denen Menschen zusammenkommen, um zu lernen, zumindest einige Beteiligte diese Absicht zentral verfolgen. Der Architektin geht es nicht in erster Linie darum, dem Chef der Bauverwaltung was Neues beizubringen, sondern ihre Vorstellungen von einer der Aufgaben angemessenen Gestaltung durchzusetzen – wenn das geht, ohne dass der Bauamtsleiter was lernt, ist das für sie auch ok.

F.: Anhand dessen, was Du gerade gesagt hast, schlussfolgere ich, dass Du mit uns über Schule reden möchtest?

U.: Jein. Schule ist nur ein Ort, zudem ein problematischer Ort, an dem Lernen stattfinden soll. Im Alltag kommen wir aber immer wieder in Situationen, in denen wir Lernen müssen und/oder wollen um die Situation oder die Aufgaben bewältigen zu können. Oftmals ist das »informelles Lernen«, das heißt, es passiert so nebenbei und man bemerkt es nicht einmal unbedingt, z.B. wenn man einen Blick in eine Gebrauchsanweisung wirft um den neuen Toaster in Gang zu setzen. Für eine kritische Bildungsarbeit ist es wichtig, dies im Blick zu halten, sind die Menschen da doch eigenaktiv. Um zu Lernen braucht es keine Lehrer:innen! (9) Und mit Gramsci haben wir jetzt verstanden, dass überall und ständig Angebote der Einbindung stattfinden – auch wenn man es nur mit einem Toaster zu tun hat, der irgendwelche technischen Wunder verspricht und damit für die Konsumgesellschaft wirbt.

F.: Okay, das behalten wir in Erinnerung. Aber das kann es doch noch nicht gewesen sein?

U.: Nein, der interessante Bereich für eine an Gramsci orientierte (oder zumindest inspirierte) Bildungsarbeit ist der Bereich der sogenannten »non-formalen« Lernsituationen, wenn es also schon mehr oder weniger bewusst darum geht was zu lernen und wo oftmals auch Menschen dabei sind, die das Lernen unterstützen, begleiten wollen.

F.: Das heißt der Bereich der »formalen Bildung«, also z.B. Schule ist völlig uninteressant?

U.: Nein, natürlich nicht. Er ist ungeheuer wichtig! Zum einen ist das was da passiert aus der Perspektive eines hegemonietheoretisch begründeten Bildungsverständnisses heftig zu kritisieren: findet da doch genau das Lernen der Unterordnung und der Anpassung statt. Das ist schließlich die institutionelle Aufgabe von Schule: zur

gesellschaftlichen Reproduktion beitragen, Pädagogik ist da nur Mittel zum Zweck[1]. Was zum Zweiten heißt, dass kritische Lehrer:innen in der Schule oftmals gegen diesen institutionellen Strom schwimmen müssen, dass das, was sie vielleicht an tollen Sachen machen, immer wieder von der Organisation oder Kolleg:innen konterkariert wird.

F.: Und bei den non-formalen Angeboten ist das anders?

U.: Zumindest teilweise. Ein Großteil der Angebote ist freiwillig, man muss da nicht hin. Manchmal hat man auch mehr Einfluss auf die Gestaltung. Oder man verfolgt sogar gemeinsame Interessen.

F.: Nenne uns doch ein Beispiel, um besser verstehen zu können, was Du damit meinst.

U.: Bei einer Fortbildung von Betriebsrät:innen beispielsweise. Oder wenn Leute eine Öko-Aktion vorbereiten und sich dafür nötige Infos besorgen und darüber austauschen. Aber natürlich auch, wenn sich der Bonsai-Club jemanden zum Vortrag eingeladen hat.

F.: Danke. Das hat uns geholfen.

U.: Lass mich die Sache nochmal umkehren, das passt nämlich gerade. Wenn ich bislang betont habe, dass hegemoniale Verhältnisse pädagogische Verhältnisse sind, dann heißt das natürlich auch, dass alle im engeren Sinn pädagogische Situationen und Konstellationen hegemoniale, also politische Verhältnisse sind! Eine unpolitische Pädagogik gibt es nicht. Entweder reproduziert sie die herrschenden Verhältnisse, zumeist in dem sie sich als »unpolitisch« darstellt, oder sie trägt zur Kritik bei. (10) So, nun aber zu einer Theorie kritischer Bildungsarbeit. Diese ist in besonderem Maß auf die non-formalen Bereiche angewiesen, da sie sich dort entwickeln und ausprobieren kann. Kritische Bildungsarbeit kann per se keine Zwangsveranstaltung sein. Sie kann auch nicht zertifiziert werden. Sie ist auf ein Gemeinsames der Beteiligten angewiesen. Und da kann man einige Hinweise Gramscis aufgreifen, insbesondere aus seinem Konzept des Alltagsverstandes – was ich hier nicht ausführlich darstellen kann.

F.: Darüber haben ja bereits auch andere auf der Kantine gesprochen, z.B. Anne Steckner[2].

U.: Genau. Auch wenn ich einige Akzente anders setzen würde, kann man das ja da nachlesen. Deswegen hier nur drei Hinweise, die, wie ich finde, von besonderer didaktischer Bedeutung sind. Erstens: Gramsci sagt, dass zu Beginn einer Kohärenzarbeit des Alltagsverstandes seine Inventur stehen müsse, man sich also klar machen solle, was man so alles in seinem Hinterkopf an Vorstellungen und Ideen und Wünschen usw. mit sich rumschleppt.[3] Zweitens, und das finde ich besonders wichtig, geht es nicht darum den Leuten irgendwas

Eine unpolitische Pädagogik gibt es nicht. Entweder reproduziert sie die herrschenden Verhältnisse, zumeist in dem sie sich als »unpolitisch« darstellt, oder sie trägt zur Kritik bei.

Neues beizubringen, sondern, um Gramsci noch einmal wörtlich zu zitieren, es kommt »darauf an, kritisch zu machen«. (12) Drittens ist der Alltagsverstand nicht einfach eine Kopfsache, sondern es geht um die soziale Leistung des Alltagsverstandes[4], das heißt, damit die praktischen Probleme und Herausforderungen des Lebens zu bewältigen. Eine kritische Bildungsarbeit muss zumindest Perspektiven zu alternativen Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Nur »das Richtige« sagen reicht nicht.

F.: Uff, das klingt so, als müsse man das noch alles viel genauer und ausführlicher behandeln, als es hier möglich ist.

U.: Ja, absolut.

F.: Kannst du noch was zu Utopie und Bildung sagen?

U.: Gern. An einer Stelle habe ich das ja eben schon angedeutet, wenn ich davon gesprochen habe, dass kritische Bildungsarbeit auf alternative Handlungsmöglichkeiten zielen müsse. Man braucht also eine Vorstellung, wie man die Schwierigkeiten des Lebens anders, nämlich besser bewältigen könnte. Utopie meint, entsprechende Ideen zu entwickeln, zu diskutieren, Bedingungen zu klären. Utopie ist damit nicht irgendeine beliebige Spinnerei (obwohl die als »brainstorming« auch manchmal nützlich sein kann), sondern meint einen humanen Zukunftsentwurf. Das wird sich zumeist auf kleine Teilbereiche des Lebens, des All-

[1] Natürlich bedeutet das auch, dass die Widersprüche der Gesellschaft reproduziert werden. Schule ist nicht einfach nur eine monolithische Einrichtung der ideologischen Indoktrination, das wäre viel zu kurz gegriffen.

[2] Beitrag zum nachhören unter: kantine-festival.org – Anne Steckner: »Hegemonie und die Crux mit dem bizarren Alltagsverstand«

[3] »Der Anfang der kritischen Ausarbeitung ist das Bewußtsein dessen, was wirklich ist, das heißt ein ›Erkenne dich selbst!‹ als Produkt des bislang abgelaufenen Geschichtsprozesses, der in einem selbst eine Unendlichkeit von Spuren hinterlassen hat, übernommen ohne Inventarvorbehalt. Ein solches gilt es zu Anfang zu erstellen.« (11)

[4] Durch die eigene Weltauffassung gehört man zu sozialen Gruppen, die »dieselben Denk- und Handlungsmuster« (13) teilen. Was damit betont wird, ist das Element der sozialen Zugehörigkeit, der Vergesellschaftung.

tags beziehen, z. B. auf eine bessere ÖPNV-Anbindung eines Dorfes, muss aber, da geht Bildungsarbeit eben über das bloße Wünschen hinaus, in gesellschaftlichen Zusammenhängen gesehen werden. In meiner Konzeption einer kritischen Bildungsarbeit (14) nenne ich das die *Sach- oder Gegenstandsutopie*, die wichtig ist und nicht vernachlässigt werden darf. Sonst hieße das, an der Gegenwart zu verzweifeln. Dagegen hilft dann vor allem eine zweite utopische Dimension, die ich als *Prozessutopie* bezeichne. Während die Gegenstände, mit denen man sich in der Bildungsarbeit beschäftigt, wechseln können, man mit den Zielen scheitern kann, hat die Prozessutopie doch, wenn auch oft fragil, Präsenz und Kontinuität. Gemeint sind die Organisation und Erfahrung der Selbstbestimmung im Lernprozess selbst. Kritische Bildungsarbeit kann ja nicht fremdbestimmt sein, das wäre ja völlig unsinnig. Also muss das Lernen als sozialer Prozess schon selbst ein Stück Emanzipation sein.

F.: Klingt interessant. Dann schreib das doch mal auf.

U.: Schon geschehen.

Leider konnte das Interview mit Uwe Hirschfeld nicht in dieser Form stattfinden. Es handelt sich dabei lediglich um eine fiktive Unterhaltung, bei der Uwe Hirschfeld sowohl als Fragender als auch als Antwortender fungiert.

Verwendete Literatur

(1) Mayo, Peter: »Politische Bildung bei Gramsci und Freire. Perspektiven einer verändernden Praxis«, Argument Sonderband, 2006

(2) Holzkamp, Klaus: »Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung«, Campus Verlag, 1995

(3) Fiori, Giuseppe: »Das Leben des Antonio Gramsci«, Rotbuch, 2013

(4) Votsos, Theo: »Der Begriff der Zivilgesellschaft bei Antonio Gramsci«, Argument, 2001

(5) Opratko, Benjamin: »Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci«, Westfälisches Dampfboot, 2012

(6) Buttigieg, Joseph A.: »Gramscis Methode« In: Das Argument 185, 1991, S. 9-26

(7) Merkens, Andreas: »Hegemonie und Gegen-Hegemonie als pädagogisches Verhältnis. Antonio Gramscis politische Pädagogik« ; hrsgg. vom Rosa-Luxemburg-Bildungswerk Hamburg e. V., 2006

(8) Gramsci, Antonio: »Gefängnishefte«, Bd. 6, Argument, 1994, S. 1335, Auslassung UH.

(9) Holzkamp, Klaus: »Wider den Lehr-Lern-Kurzschluß. Interview zum Thema ›Lernen‹«; in: Peter Faulstich & Joachim Ludwig (Hrsg.): Expansives Lernen; Baltmannsweiler, 2004, S. 29–38.

(10) Freire, Paulo: »Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit«, Rowolt, 1973

(11) Antonio Gramsci: »Gefängnishefte«, Bd 6, Argument, 1994 S. 1376

(12) ebd. S. 1382

(13) ebd. S. 1376, Hervorh. UH

(14) Hirschfeld, Uwe: »Notizen zu Alltagsverstand, politischer Bildung und Utopie«, Argument, 2015

Literatur zum Weiterlesen

Barfuss, Thomas & Jehle, Peter: »Antonio Gramsci zur Einführung«, Junius, 2014

Buci-Glucksmann, Christine: »Gramsci und der Staat. Für eine materialistische Theorie der Philosophie«, Pahl-Rugenstein, 1981

Haug, Wolfgang Fritz: »Philosophieren mit Brecht und Gramsci«, Erweiterte Ausgabe, Argument Verlag, 2006

Thomas, Peter D.: »Gramscian Moment. Philosophy, Hegemony And Marxism«, Brill, 2009





»Und du wärest schon froh, [...] die Gülle flösse ab.« – Über historische Notwendigkeiten, herrschaftliche Restrukturierungen und wirkliche Alternativen, oder: Wie Antonio Gramsci seinen kritischen Marxismus entwickelt
KANTINE »GRAMSCI«

KANTINE
»GRAMSCI«
Programmheft
01. – 07. August 2022
KANTINE
»GRAMSCI«
01. – 07. August 2022
Subbotnik Chemnitz
Workshops, Lesungen, Vorträge,
Filme, Diskussionen u. v. m.
www.kantine-festival.org
Programm:
WKB

Warum das Ganze? Die Kantine stellt sich vor

Entstanden ist das Kantine-Festival aus einem Freund:innenkreis von Menschen, die mal in Chemnitz gewohnt haben und Gründe gesucht haben, sich regelmäßig zu sehen. Als äußerer Anlass kamen im Jahr 2018 noch der 200. Geburtstag von Karl Marx hinzu, welcher im Chemnitzer Stadtmarketing (das von 1953 – 1990 Karl-Marx-Stadt hieß) natürlich auch gut ausgeschlachtet wurde. »Da kann man ruhig mal noch etwas anderes daneben stellen«, wurde sich gedacht.

Der junge Subbotnik e. V., ein soziokulturelles Zentrum im Chemnitzer Stadtteil Bernsdorf, mit seinem großen Saal, seiner leckeren Küche und seinem grünen und weiten Außenbereich bot sich als Veranstaltungsort an. Das Gebäude diente bis in die 1990er Jahre der benachbarten Schule als Mensa. Damit war der Name »Kantine« geboren. Eine Kantine ist ein Ort der alltäglichen Begegnung; an dem man isst, trinkt und diskutiert. Von Anfang an ein zentrales Anliegen war die Schaffung eines Ortes des »Dazwischen«; unterhalb einer strengen und undurchlässigen Ideenwelt, aber oberhalb des stumpfen kapitalistischen Alltags. In der Pause soll der Produktionsprozess unterbrochen und der Denkprozess ermöglicht werden. Nach der Kantine »Marx« folgten »Luxemburg « und »Benjamin«. Das Ziel der Wochen war eine intensive Auseinandersetzung mit den Gedanken der einzelnen Theoretiker:innen, um einen gemeinsamen Austausch zu ermöglichen – sei es durch Diskussionen direkt im Anschluss an einen Vortrag oder Workshop, abends beim Essen oder an der Bar. Damit nicht nur der Kopf auf seine Kosten kommt, werden die inhaltlichen Programmpunkte durch Musik, Film, Lesungen, sportlichen Einlagen und Partys vervollständigt. Und wer eine Unterbrechung braucht, chillt erst mal auf der Wiese oder am Pool.

Das Denken funktioniert eh viel besser, wenn es eine schöne Umgebung, angenehme Atmosphäre und immer einmal die Möglichkeiten zum Ausgleich gibt. Dieses Konzept funktioniert scheinbar ganz gut: Menschen kommen von Nah und Fern, um eine Woche im Subbotnik zu zelten, zu lauschen, lecker zu essen, zu diskutieren und zu feiern. So macht Theorie (auch) Spaß, darf »nerdig« sein, muss aber nicht und bietet hoffentlich für viele Menschen Anschluss. Und wer nach der Woche noch nicht genug hat, ist herzlich willkommen, sich an der Organisation fürs nächste Jahr zu beteiligen. So sind wir im Orga-Team inzwischen eine bunte Mischung von Leuten aus den verschiedensten Orten, Menschen, die von Anfang an dabei waren oder zwischendrin eingestiegen sind, vielleicht am Anfang dabei waren und jetzt andere Dinge machen, aber als Gäste oder als Helfer:innen in der Aufbauwoche und während des Festivals wieder Teil des Teams werden oder auch Personen, die gerade ihre erste Kantine-Woche erleben. Wir wollen als Team offen sein für neue Charaktere und Ideen, uns Diskussionen nach dem Sinn und Unsinn unserer Aktivitäten stellen und das Festival gemeinsam weiterentwickeln. Bauen wir einen exklusiven, theoretischen Elfenbeinturm? Befördern wir linke Personenkulte? Wie machen wir Theorie für die Praxis relevant? Wir haben darauf keine fertigen Antworten, aber wir versuchen uns an verschiedenen Möglichkeiten. Mit der Kantine »de Pizan« zum Thema »feministische Utopien« war 2021 das erste Mal die Person eher die Impulsgeberin für einen größeren Themenkomplex.

Mit der Kantine »Sabot« in diesem Jahr (2023) steht statt einer Person eine ganze Bewegung im Mittelpunkt. Für die Frage, wie es mit dem Festival weitergeht, haben wir seit der Kantine »Gramsci« auch einen eigenen Programmpunkt während der Woche reserviert, um den Raum für Diskussionen auf für alle diejenigen zu öffnen, die Lust haben, sich daran zu beteiligen. Erscheint gerne zahlreich, diskutiert mit und hakt nach! Wir freuen uns auf euch!


kantine-festival.org


instagram.com/kantine_festival


kontakt@kantine-festival.org

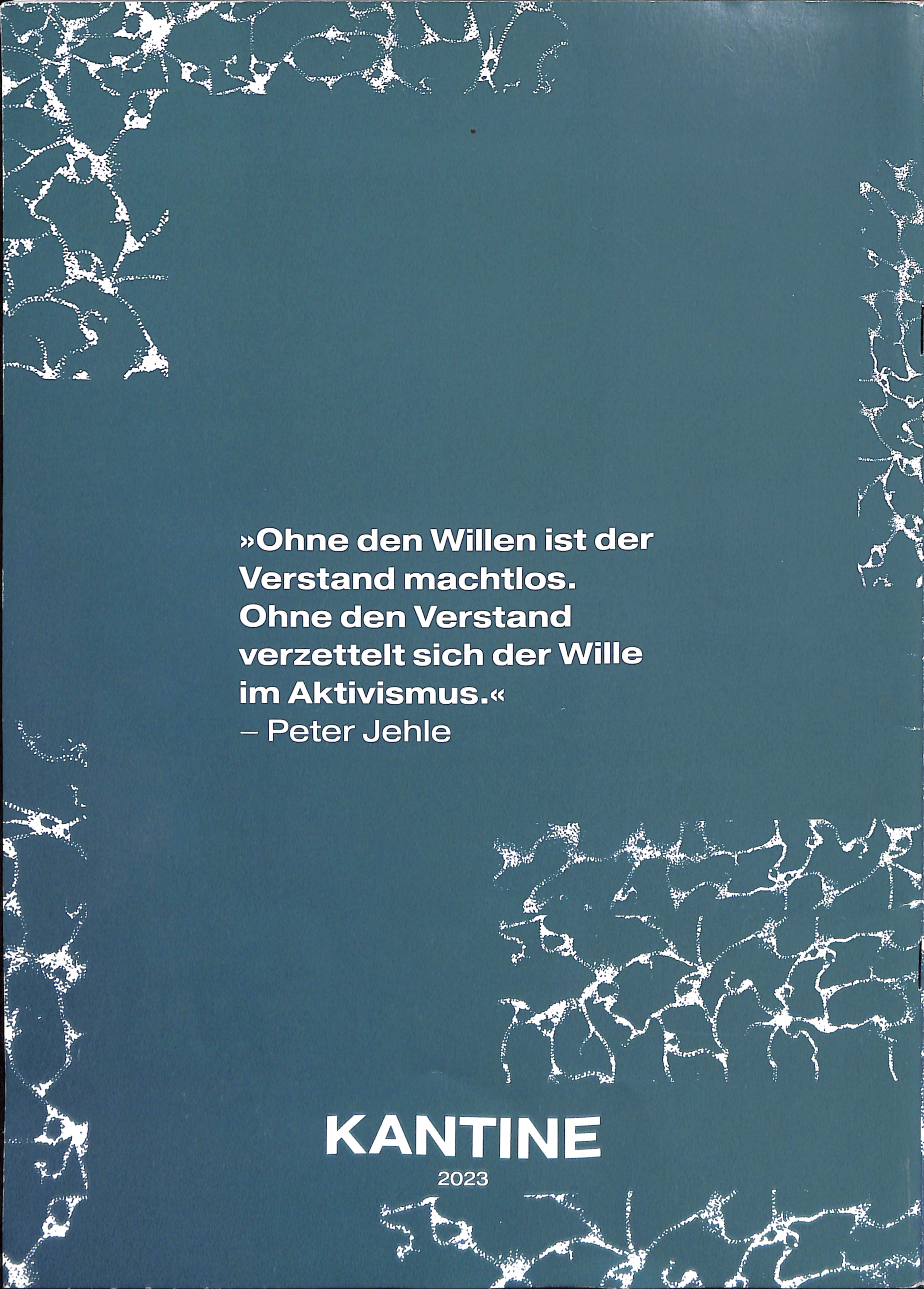

facebook.com/KantineFestival

»Nie war der Abstand zwischen verstopften Toiletten & komplizierter Theoriearbeit geringer.«

»Ich fands immer sehr beeindruckend, dass bei der Kantine einfach eine konzentrierte theoretische Diskussion möglich ist, wo es um Fragen von Gesellschaftskritik & Revolution geht und dass es für Leute relevant ist, über die Überwindung der bestehenden Gesellschaftsordnung zu sprechen und gleichzeitig die Atmosphäre rundum irgendwie sehr offen & sehr herzlich ist.«

»Es ist schön, sich eine Woche intensiv mit einem Thema zu beschäftigen und gleichzeitig auch eine schöne Atmosphäre zu haben.«





»Ohne den Willen ist der Verstand machtlos. Ohne den Verstand verzettelt sich der Wille im Aktivismus.«
– Peter Jehle

KANTINE
2023